P. o. germ. Telmann

1442 ual

Wilp.00

Quer durch's Leben.

Bilder und Geschichten

von

Konrad Telmann.

Erster Theil.

Leipzig
Karl Reißner.
1890.

339 F 5

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Wie es kam.

„Was giebt es denn?“ Der Mann, der das fragte, hatte sich unmuthig im Wagen aufgerichtet, als der Kutscher die Pferde mit einem jähen Ruck zum Stehen brachte.

„Wir kommen da nicht durch, Herr Professor. Da ist ein Auflauf.“

Der Mann im Wagen brummte eine Verwünschung zwischen den Zähnen. Seine Zeit war bemessen. Einer der bekanntesten Dozenten der medizinischen Fakultät, war er gleichzeitig ein viel gesuchter, viel beschäftigter Arzt, der trotz seiner umfangreichen und aufreibenden Lehrthätigkeit noch eine so ausgedehnte Praxis ausübte, daß man nicht begriff, woher er zu dem Allen die Muße nahm. Deshalb war aber auch in seinem streng geregelten Lebensplan jede Minute kostbar und keine nutzlos verlorene so leicht wieder einzubringen. Die Mienen des schön zu nennenden, strengen, etwas hochmüthigen Gesichtes zogen sich mit einem finsteren und verächtlichen Ausdruck zusammen. Ein Auflauf! Irgendein betrunkener Schiffer, um den sich der Pöbel zusammengerottet hat, — der Kanal muß hier ganz in der Nähe sein, — und um

deswillen er aufgehalten in seiner Visitenfahrt! Und Excellenz Böhnhausen erwarten ihn —

Professor Erich Helder — seit der Verleihung eines bayerischen Ordens, mit dem der persönliche Adel verknüpft ist, hört er sich nicht ungern „von Helder“ nennen — streicht sich mit der behandschuhten Rechten über den sorglich gepflegten, kurzen, glänzend schwarzen Vollbart, der sein kluges Gesicht mit den dunklen, etwas stechenden, von der Frauenwelt als „äußerst interessant“ bewunderten Augen umrahmt. „Können wir denn nicht durch die Fischergasse abbiegen, Johann?“

„Nein, Herr Professor,“ klingt es vom Bock zurück, „da ist Alles versperrt von den Leuten. Aber es wird schon Licht, Herr Professor, sie gehen schon auseinander. Da scheint ein Unglück geschehen zu sein. Ein paar Schutzleute sind auch schon bei der Hand. Nun kommen sie gerade hier vorbei. Wenn sie uns nur die Gäule nicht wild machen, die Sackermenter —!“

Erich Helder hat nichts Anderes gehört, als daß man bald durchkommen wird, das Uebrige kümmert ihn nicht. Selbst daß die Pferde jetzt wirklich durch das ungewöhnliche Menschengewühl aufgeregt werden und unruhig zu steigen anfangen und in die Zügel beißen, macht keinen Eindruck auf ihn. Johann wird sie schon bändigen, das ist seine Sache. Er, der Professor, hat Anderes zu thun, an Anderes zu denken; Jedem das Seine.

Der erregte, wirrdurcheinandersprechende und gestikulirende Haufe zieht zu beiden Seiten des nur halb geschlossenen Wagens durch die schmale Straße vorüber. Der Professor sieht garnicht auf. Aber das Licht aus einer der Wagenlaternen fällt im Verein mit dem der Gasflamme vor einem Ladenschaufenster an der Seite auf den Insassen, und irgendwer hat den berühmten Arzt erkannt. „Professor Helder!“ In der vom Frühlingswind durchfegten Gasse staut sich die Menge plötzlich unter dem sternlosen, wolkenüberjagten Abendhimmel, aus dem es hin und wieder leise niederstäubt; man ruft einander den Namen zu, drängt sich an den Wagen, umringt ihn. Ein Schutzmann macht sich Bahn bis an den Kutschenschlag, legt die Hand an den Helm und sagt hastig und leise: „Herr Professor, wenn Sie uns rasch helfen wollten, — man hat eine Frau aus dem Wasser gezogen —“

Das hat auch noch gefehlt! Eine Frau hat sich ertränkt und er soll sie wieder in's Leben zurückrufen. Eine Dirne aus dem Volke wahrscheinlich; und wenn so Eine in's Wasser geht, sind es ja fast immer zwei Leben, die sie vernichtet. Und um so Eine soll er sich hier mitten unter den Pöbel bemühen, während Excellenz Böhnhausen auf ihn warten! Aber da gibt's keine Wahl. Nur ein kurzes Zögern, dann setzt sich der elegante Lackstiefel auf den Wagentritt, und der Professor springt heraus. Die Menge macht dem hochgewachsenen Manne mit den vornehm- nachlässigen

Manieren, dem der Schutzmann eilends voranschreitet, ehrerbietig Platz, und nun treten die Beiden in den Hausflur eines nahegelegenen, öffentlichen Gebäudes, wo man die aus dem Wasser Gezogene vorläufig niedergelegt hat, um die ersten Wiederbelebungsversuche bei ihr anzustellen. Die Frau des Portiers in dem Hause ist im Verein mit ein paar andern aus der Volksmasse, die sich mit der Versicherung, daß sie sich auf solche Hülfeleistungen verstehen, miteingedrängt haben, unter der Aufsicht eines zweiten Schutzmanns um die Leblose beschäftigt. Die Hausthür wird geschlossen, um die Neugierigen fernzuhalten, das grelle Gaslicht des Flurs fällt auf die Selbstmörderin.

Es ist eine elegant gekleidete, junge, schöne Frau. Der erste Blick muß Jeden davon überzeugen, daß man es hier nicht mit der künstlich aufgebauschten Vornehmheit der Halbweltlerin zu thun hat, sondern daß diese Frau wirklich der besten Gesellschaft durch Geburt, Rang und Aussehn angehört. Angehört hat, muß man wohl sagen. Denn die angestellten Versuche, die diese leblosen Glieder noch einmal mit der Regung des Lebens durchströmen sollen, schlagen fehl; kein Zucken einer Muskel, kein Vibriren eines Nervs will Kunde davon geben, daß hier noch Rettung möglich. Die Arme weit von sich gestreckt, das braune, weiche, seidene Haar, das von Nässe trieft, zu beiden Seiten des schmalen, feinen Gesichts und über die schlanken Schultern herabwallend, liegt die herrliche, schmiegsam-

jugendliche Gestalt da. Sie ist in der modischen Promenadentoilette der vornehmen Welt, behandschuht, einen schweren Goldreif um das rechte Armgelenk. In den starren, blassen Zügen, den noch offenen, braunen, schwermüthig verschatteten Augen liegt ein Ausdruck des Grauens und der Müdigkeit zugleich. Und sie haben trotz Allem etwas so Rührendes, diese Züge.

Professor Helder steht vor dem Weibe, deren Antlitz ihm die Gasflamme deutlich genug bestrahlt, und doch streicht er sich mit der Hand über die Augen hin, einmal, zweimal — Träumt er denn? Ist er denn plötzlich wahnsinnig geworden? Alles Blut stürzt ihm nach den Augen hin, sein Herz schlägt, wie wenn ein wuchtiger Hammer ihm gegen die Brust-wandung dröhnte, ein Schwindel packt ihn, wirbelt seine Sinne umher, wie im Kreise. Er will einen Schrei ausstoßen, aber er kann nicht, seine Zunge ist ihm gelähmt. Und im gleichen Moment schießt es ihm auch schon durch den Kopf, daß er ja nicht schreien darf, um keinen Preis schreien darf, daß Alles jetzt darauf ankommt, seine Fassung zu bewahren. Und er hat von jeher so gut gelernt, sich selbst zu be-herrschen, in dem Vollbewußtsein von der Höhe seiner geistigen Bedeutung es von jeher verschmäht, eine menschliche Gefühlsregung zu verrathen vor Andern; es wäre ihm als Schwäche erschienen. Und jetzt, im Augenblick der höchsten Gefahr, wird ihn seine Kraft nicht im Stiche lassen. Vielleicht ist sie ja auch noch

nicht todt, vielleicht kann Alles noch gut werden. Und das unmöglich Scheinende wird diesem Manne mit der eisernen Energie des Fanatikers möglich.

Noch ehe die wenigen Umstehenden, deren Aufmerksamkeit mehr auf die Todte gerichtet ist, als auf den, der sie wieder in's Leben zurückrufen soll, die ungeheure Bewegung wahrgenommen, welche den starken Mann in seinen Grundvesten zu erschüttern gedroht hat, beugt er sich über die Selbstmörderin herab und fragt mit einer Stimme, der man kaum mehr von innerer Bewegung anmerkt, als sie jeden Unbetheiligten, auch den Arzt, angesichts eines solchen Falles ergreifen würde: „Ist Alles geschehen? Welche Versuche hat man angestellt?“

Man giebt ihm Bescheid. Und nun läßt er sich auf die Kniee neben dem jungen, regungslosen Weibe nieder und reißt ihr das Kleid über der Brust auf, mit ungeschickten, nervös zitternden Händen und, obgleich er schon aus dem Antlitz des fahl-bläulichen, leichtgedunsenen Gesichts mit dem Scharfblick des geübten Klinikers ersehen hat, daß hier jede Hülfe zu spät kommt, legt er doch sein Ohr auf die Stelle unterhalb des weißen Busens, der nun vor allen Blicken entschleiert liegt, wo das Herz schlagen muß, wenn noch eine Lebensregung, ein Lebenswunsch in diesen erstarrten Gliedern haust. Aber er vernimmt nichts. Nur sein eigenes Herz schlägt immer noch so laut, daß es die Täuschung in ihm wachruft, er höre das

andre klopfen. Er muß das Stethoskop aus seiner Brusttasche hervorziehen, um sich zu überzeugen, daß in dieser herrlich gebildeten Frauenbrust wirklich Alles still und todt ist. Und dann richtet er sich langsam, ganz langsam auf. Er ist sehr bleich geworden, und nur ein paar heiße, rothe Flecke brennen ihm auf den Wangen. Ein seltsames Flackern ist in seinen Augen, und durch seine Hände zuckt es, wie wenn ein Fieberfrost ihn gepackt hätte; aber seine Stimme klingt jetzt merkwürdig ruhig, — denn er weiß, daß Alles in dieser Stunde auf Ruhe ankommt, — wenn auch metallos, blechern, als er dem Schutzmann sagt: „Sie ist todt. Lassen Sie meinen Wagen vorfahren!“

Der Angeredete stutzt kurz und fragt: „Herr Professor wollen selber die Leiche nach der Morgue —? Wir können sonst bei der nächsten Sanitätswache —“

„Ich nehme jede Verantwortung auf mich. Die Todte ist mir bekannt. Ich lasse sie in mein Haus schaffen.“

Es klingt immer noch ganz ruhig, wie er es sagt. Er hat die rechte Hand zwischen den zweiten und dritten Knopf seines Ueberrockes geschoben, der Cylinder ist ein klein wenig in den Nacken gerückt, die dunkle, vornehme Gestalt sieht gebieterischer aus, als je. Der eine Schutzmann entfernt sich schweigend, während der andere, der sein Portefeuille hervorgezogen hat, mit einer gewissen Verlegenheit sagt: „Sehr wohl, Herr Professor. Aber wir müssen doch wohl der Ordnung wegen ein Protokoll —“

Ein finsterer Zug geht um Stirn und Augenbrauen des Mannes. „Machen Sie die Meldung von Allem, was hier geschehen ist“, herrscht er den Polizisten vornehm an, „und berichten Sie dem Herrn Präsidenten, — dem ich mich zu empfehlen bitte“, — er betont diese Worte leicht, — „ich hätte in der Todten eine mir bekannte Persönlichkeit gefunden und deshalb ihre Ueberführung in mein Haus angeordnet — Wie hat man es übrigens entdeckt?“

Das Letzte fragt er schon wieder in ganz sachlichem Ton, als ob die vorige Angelegenheit damit geregelt sei, vielleicht auch nur, um jede weitere Frage nach dem, was als abgeschlossen gelten soll, zu verhindern. Ein leises Zittern ist freilich dennoch in seiner Stimme. Der Schutzmann hat sein Portefeuille wieder eingesteckt, nimmt eine strammere Haltung an und berichtet in halblautem Tone: „Nichts Außergewöhnliches zu rapportiren, Herr Professor. Ein Kahnschiffer, der zufällig aus seiner Luke den Kopf herausgesteckt hat, um nach dem Wetter zu sehen, ist auf eine Frauensperson aufmerksam geworden, die immer am Quai hin und her gelaufen ist, ganz dicht, so daß sie beim ersten Ausgleiten hineinfallen mußte. Das hat er ihr eben zurufen wollen, weil es ihm verdächtig vorgekommen ist, was sie da in der Dunkelheit eigentlich herumzulaufen hat, da sieht er sie auch schon nicht mehr, sondern hört nur noch das Aufklatschen des Wassers, in das sie heruntergesprungen

war, ohne sich noch einen Augenblick zu besinnen. Nun hat er gleich Lärm geschlagen und die anderen Kahnschiffer allarmirt und sie haben ein Boot fertig gemacht und an der Stelle, wo die Person verschwunden war, mit Stangen und Haken nach ihr gefischt. Als sie aber sie nicht haben finden können, ist einer, der gut schwimmen kann, nach ihr getaucht und der hat sie denn auch glücklich mit herausgebracht. Nur daß eben doch viel Zeit über den ersten Rettungsversuchen hingegangen war. Und als sie die Dame nun endlich an Land brachten, wo schon ein paar Hundert Menschen inzwischen zusammengelaufen waren, und man die Polizeiwache benachrichtigt hatte, war's zu spät geworden, um sie wieder — Herr Professor haben ja selber gesagt —"

„Ja, sie ist todt," bestätigt der Zuhörer, der sich so hingestellt hat, daß er die Todte nicht mehr sieht und das Licht der Gasflamme nicht mehr auf sein Gesicht fällt. „Ich danke Ihnen."

Er blickt mit leichter Ungeduld nach der Thür, die eben wieder aufgeht. Draußen, dicht davor, steht der Wagen. Der Schutzmann, der vorher gegangen war, tritt herein, ein paar Männer, welche die Leiche in den jetzt ganz geschlossenen Landauer hinüberheben sollen, folgen ihm. Ein dichter Menschenschwarm umlagert noch immer das Haus, drängt sich zu beiden Seiten auf Trottoir und Straßendamm, sodaß nur gerade ein freier Durchlaß zwischen Hausthür und

Wagen bleibt. Johann ist vom Bock herabgesprungen, theils aus Neugier, theils in dem Drange, irgendwie zu helfen, irgendwie bei diesem ganz unerhörten Geschehniß betheiligt zu sein. Und nun, da die Männer vorsichtig den Leichnam aufheben und zu dem offenen Wagenschlag hereinbringen wollen, beugt er den Kopf vor und sieht den Laternenschein auf das Gesicht der Todten fallen. „Heiliger Herrgott!“ schreit er plötzlich auf, „die Frau Professorin selber!“ Und er ist so bleich dabei geworden, wie die Kalkwand des Hauses da neben ihm, der Mund bleibt ihm offen stehen. Die Augen sind ganz starr geworden.

Plötzlich sind Aller Blicke auf den Professor gerichtet, hundert Augenpaare zugleich, in Mitleid, in Erstaunen, in Bewunderung, in Entsetzen. Und er fühlt sie alle, ohne sie zu sehen. Er hat schon vorher, wie in instinktiver Abwehr, den Hut tief in die Stirn gerückt. Jetzt knirscht er in ohnmächtiger Wuth mit den Zähnen, ohne doch im Uebrigen seine Haltung im Geringsten zu verlieren. Muß dieser dumme Tölpel auch in seiner Neugierde vom Bock springen und dann gleich Lärm schlagen! Als ob man die erbauliche Mähr nicht noch früh genug in der ganzen Stadt vernommen haben würde; denn an ein Vertuschen, an das Glaubhaftmachen eines Unglücksfalles wäre doch wohl kaum zu denken gewesen. Nun, gleichviel, es war nicht mehr zu ändern, ging in Einem hin. Und diese Pöbelneugier wird man ja auch wohl noch ertragen können

— Die beiden Schutzleute haben sich einen verständnißvollen Blick zugeworfen und die Schultern in die Höhe gezogen. Durch die Volksmasse geht ein gedämpftes Murmeln und Tuscheln. Johann hat seinen Bocksitz wieder erklettert, wo er zusammengehockt, halb stumpfsinnig kauert, die Peitsche gegen das rechte Knie gestemmt; er ist noch immer wie niedergedonnert von dem Ungeheuerlichen, Unbegreifbaren; Alles, was er thut, thut er rein mechanisch, denken kann er nichts mehr. Und nun schwingt sich der Professor, der nicht neben dem noch immer von Nässe triefenden Leichnam im Innern des Wagens Platz nehmen will, gar zu ihm auf den Bock. Johann hat ein dumpfes Gefühl davon, daß der Professor böse auf ihn ist, daß er, Johann, eine gewaltige Dummheit oder doch eine unverzeihliche Unvorsichtigkeit begangen hat. Er erwartet irgendein wohlverdientes Schimpfwort, am Ende gar seine Entlassung. Aber der Professor sagt kein Wort weiter, als: „Im Schritt fahren!“ Und ganz aufrecht und ruhig, die Arme über der Brust gekreuzt, den Kopf leicht vorgeneigt, sitzt er da. Er hat, bevor er aufstieg, sogar dem Schutzmann noch die Weisung gegeben, Excellenz Böhnhausen — der Schutzmann kennt Excellenz natürlich sehr gut — sofort durch einen Dienstmann benachrichtigen zu lassen, daß der Professor zu seinem höchsten Bedauern für diesen Abend durchaus unabkömmlich sei, sich aber morgen früh wieder die Ehre geben werde. Seine Stimme hat

zwar ganz heiser geklungen und er hat sehr rasch gesprochen, aber gezittert hat die Stimme nicht, und er hat sein Portemonnaie hervorgezogen und dem Schutzmann für die Besorgung dieser Bestellung ebensowohl wie für die Bemühungen der Schiffer und der Träger eine namhafte Geldsumme eingehändigt, die er ganz nach Gutdünken vertheilen solle, eine Geldsumme, die der Beamte mit einer erstaunten Verbeugung stumm entgegengenommen hat.

Und nun rucken die Pferde an, die Schutzleute salutiren, ohne daß der Professor Notiz davon nimmt, der aufgeregte, durcheinanderschwatzende und murmelnde Haufe weicht zurück, zerstreut sich. Schon jenseits der nächsten Straßenbiegung erregt der langsam vorüberfahrende, geschlossene Wagen keinerlei Aufmerksamkeit mehr und den Mann auf dem Kutscherbock mit dem in die Stirn gerückten Hute und dem hochgeschlagenen Mantelkragen erkennt Niemand. Es ist eine ganz ungestörte Fahrt und eine weite Fahrt. Der Professor hat Zeit genug, an Alles zu denken, sich über Alles klar zu werden . . .

Aber wie das hat kommen können, weiß er nicht, begreift er nicht. Sie war immer eine excentrische, eine unberechenbare Natur und er hat trotz Allem, was dafür sprach, einen dummen Streich begangen, damals, als er sie heirathete, — eigentlich den einzigen, dummen Streich in seinem ganzen, sonst so „korrekten“ Leben, — aber das hatte er ihr doch weder je zugetraut, noch findet er jetzt

nach der ganzen Sachlage der letzten Zeit den geringsten Anhalt eines Grundes dafür, — nichts, garnichts —

Die letztverflossenen Jahre ziehen in rasch wechselnden Bildern an seinem Geiste vorüber. Er sieht sich als bedeutender Arzt und Universitätslehrer, dessen Ruhm dauernd wächst, dem die „Gesellschaft“ in Folge seiner glücklichen Kuren sich öffnet, während er aus armseligen und dunklen Verhältnissen hervorgegangen ist, sich durch Noth und Entbehrungen mit nie erlahmender Willenskraft emporgerungen hat. Und er hat es sehr schnell gelernt, sich, nachdem das heiß ersehnte, immer unverrückbar im Auge gehaltene Ziel endlich erreicht ist, auf der Höhe zurechtzufinden, zu der ihm seine energischen Anstrengungen aufgeholfen haben; er hat das sichere Gebahren Eines, der dorthin gehört, wo er steht, und die eherne Rücksichtslosigkeit dessen, der da weiß, daß man ihn dort gebraucht, daß man seiner bedarf. Und um sich seine Stellung vollends zu festigen, ist er von vornherein entschlossen, sich eine Frau aus diesen Kreisen zu wählen, in die er nicht durch seine Geburt, sondern nur durch seine Erfolge sich Eingang verschafft hat. Den berühmten Arzt heißt man in der Gesellschaft als ebenbürtigen Freier unter den Kavallerieoffizieren, jungen Diplomaten und adeligen Grundbesitzern willkommen. Seine Wahl fällt auf Baroneß Hildegard von Asten. Sie ist schön, jung, glänzend, eine ungewöhnliche, anziehende Mädchenerscheinung voller Geist und Feuer. Ihr

Vater ist ein hoher Beamter, aber vermögenslos und hält nur mit Mühe den Schein einer gesicherten Existenz vor der Welt aufrecht. So ist die Zahl der Verehrer Hildegard's groß, die ihrer Bewerber aber gering. Und sie selber mit ihrem beweglichen und lebhaften Geist, mit ihrem unbewußten Freiheitsdrange sehnt sich über die Schranken hinaus, die ihren Horizont einengen, in andere Lebenssphären, in neue Berufskreise, in freiere Luft, als die Hofluft der „Gesellschaft". Sie möchte einen tiefen Athemzug neuen, wahren Lebens thun nach der erstickenden Atmosphäre, in welcher sie aufgewachsen, in welcher die Nothwendigkeit allein sie zurückhält. So findet Erich Helder den Boden für sich geebnet, als er um Hildegard's Hand anhält. Sie haben sich oft gesehen, wenn auch wenig gesprochen, als ihre Verlobung bekannt gemacht wird. Ein Vierteljahr danach sind sie verheirathet.

Es ist keine glückliche Ehe, nicht einmal das, was Erich Helder von seinem Standpunkt aus so nennen würde; denn es ist keine „korrekte" Ehe. Hildegard's Natur ist der seinen, dieser nüchternen, strengen, kalten und gemessenen Natur, nicht nur nicht adäquat, — das hat er ja vorher gewußt, — sie hat auch nicht einmal den Wunsch, den Drang, es je zu werden. Es lebt ein Widerstandsgeist in ihr, der ihn erschreckt und erbittert. Sie hat sich nicht von dem Zwange der Verhältnisse, in denen sie groß geworden und in denen sie ihren Geist verkümmern gefühlt, freigemacht, um

sich nun einem anderen Zwange, dem seinigen, zu unterwerfen. Ihre Eigenart verlangt stürmisch ihr Recht und sie fordert auch für sich, was er seinerseits allein als sein Vorrecht in Anspruch nimmt: die volle Entfaltung ihrer Individualität. Nicht lange, und sie stehen sich gegenüber, wie zwei feindliche Gewalten. Sie lehnt sich auf gegen den despotischen Zwang, den seine herrschgewohnte Persönlichkeit, die überall durch ihre sichere Ruhe und Unerschütterlichkeit zu imponiren gewohnt ist, ausübt; seine Kälte, die er sich mühevoll anerzogen und auf die er stolz ist, empört sie; seine überlegene Festigkeit, das Resultat ernster Selbstkasteiung, erfüllt sie mit Bitterkeit und Hohn. Frei will sie ihre Schwingen im Sonnenlicht regen, sich selbst ausleben, alle Höhen und Tiefen des Lebens wie im Fluge durchmessen. Je mehr sie zum Weibe heranreift, — denn sie war ein sorglos lachendes Kind, als sie ihm vor den Altar folgte, — desto klarer ist sie sich aller in sie gelegten Gaben und Fähigkeiten bewußt, desto heißer wird ihr Begehren, sie zu nützen in der vollen Freiheit und Ungebundenheit ihres Geistes, die ihr von jeher als das Herrlichste und Erstrebenswertheste in der Welt erschienen. So prallen sie aufeinander, stoßen sich ab, werden einander innerlich immer fremder. Sie hassen sich eigentlich sogar. Er haßt ihre rastlose, unstete, leidenschaftliche Natur, die er nicht nur gern vervollkommnet, zu sich emporgezogen, veredelt hätte, die nicht nach seinem Vorbilde

haben modeln zu können, ihm sogar als Schmach und Beschämung erscheint. Und sie haßt seine kühle, verstandesklare Selbstgefälligkeit, die ihr an Dünkel und Größenwahn zu streifen scheint, seine verschlossene Ruhe, seine in sich gefestete Willenskraft. Sie ringen gegeneinander eine Zeitlang an, bis sie fühlen, daß sie das nur unnöthigerweise aufreibt und bis sie nun, wie Zwei, die nichts mehr miteinander Gemeinsames zu schaffen haben, aneinander vorübergehen.

Aber dabei bleibt es nicht stehen. Hildegard lernt den Mann kennen, der die tiefsten, ihr heilig erscheinenden Bedürfnisse ihrer Seele zu erfüllen vermöchte nach ihrer innersten, heißesten Ueberzeugung. Und dieser Mann liebt sie mit der ganzen Kraft seines Herzens. Der Maler Heinrich Bergner, in dem sie jene andere Hälfte ihrer Seele gefunden zu haben glaubt, nach welcher das Individuum der Lehre des griechischen Philosophen zufolge suchend die Welt durchirrt, vereinigt alle die Eigenschaften in sich, die sie im Manne, in dem Manne, dem ihre ganze Seele sich zugleich mit ihrem Leibe hingeben soll, finden will. Für ihre geheimsten Gedanken, ihre verschwiegensten Seelenregungen findet sie hier Verständniß und Würdigung. Es drängt sich ihr die Ueberzeugung auf, daß ihrer Beider Herzen im gleichen Takte klopfen, daß gleiche Leidenschaft sie Beide durchwogt und daß sie an der Seite dieses Mannes, — nirgends sonst auf der Welt, als hier, — das Glück finden wird, nach dem ihr

Innerstes lechzt und auf das sie ein Anrecht zu haben wähnt. Denn hier, in den Banden dieser unnatürlichen Ehe, unter dem Zwange dieser despotischen Männernatur, der sie unabläſſig theils zur Verstellung, theils zum Widerstande reizt, geht sie — sie fühlt es ganz deutlich — langsam zu Grunde. Ihre ureigenste Natur, ihr nach Leben und Bethätigung dürstendes Selbst stirbt darunter hin. Und sie will nicht sterben, will nicht zu Grunde gehen, sondern athmen, genießen, etwas vollbringen. Diese Ehe ist ihr wie faules Wasser, in dem sie, die in die freie, wellenschäumende See hinausgehört, verkümmert und hinschwindet. Seit sie Heinrich Bergner kennt, begreift sie plötzlich, daß sie in einer unsittlich gewordenen Ehe lebt, daß sie ihrem Manne auch äußerlich nicht mehr angehören darf und daß sie dieser geistigen Bigamie, in die sie hineingerathen, mit einem festen und kühnen Entschlusse ein jähes Ende bereiten muß, wenn sie sich nicht selber verlieren will, wenn sie vor sich selber Achtung behalten will. Selbst wenn Heinrich Bergner nicht den Muth, nicht die Kraft besitzen sollte, sie nach dem geheiligten Recht seiner Leidenschaft an sich zu reißen, würde sie ehrlich genug sein müssen, um für immer von ihrem Manne zu gehen, mit dem es ein Zusammenleben für sie nicht mehr geben kann, seit ihr Inneres von einem Anderen erfüllt ist. Es ist ein Gebot der Sittlichkeit, das sie zwingt, ihrem Manne zu sagen, sie sei innerlich sein Weib nicht mehr und könne

es um deswillen auch fürderhin nicht äußerlich, vor der Welt sein. Sie thut es, noch ehe Heinrich Bergner von ihr gefordert hat, sich frei zu machen und in Freiheit ihm anzugehören, fest entschlossen, lieber in Einsamkeit und von der Gesellschaft verstoßen fortan weiter ihr Dasein zu führen, als in einer ehelichen Gemeinschaft, die, obgleich von Kirche und Gesetz gleicherweise sanktionirt, doch unwahr und unmoralisch geworden ist.

Sie stößt bei Erich Helder auf höhnischen Widerspruch. Der berühmte Arzt, der sich durch seine Heirath erst eine feste Position in der Gesellschaft gegründet hat, schrickt vor einem Eklat, vor einem öffentlichen Skandal, der ihn in seinem Renommée schädigen kann, ängstlich zurück. Er will von einer Scheidung nichts hören. Man wird sich schon „arrangiren", meint er. Er versteht sich sogar zuletzt dazu, die Frau, welche die Trennung fordert, zu bitten, sie möge um seiner Stellung willen, um der Ihrigen willen, um der Welt willen bei ihm bleiben, wenigstens zum Schein künftighin ein Zusammenleben fortführen. Es giebt soviele derartige Ehen in den Kreisen der „guten" Gesellschaft. Als Hildegard noch schwankt, giebt Heinrich Bergner's glühende Erklärung, daß er ohne sie nicht mehr leben könne, endlich den Ausschlag. Sie eröffnet ihrem Manne, daß ein Anderer sie begehre und daß sie ihn um dieses Anderen willen verlassen werde, unwiderruflich, ohne alles Zaudern. Sie fordert seine

Einwilligung zur Scheidung, sie droht ihm, im Falle seines Widerstandes sich dennoch von ihm zu trennen und zu dem Manne zu gehen, mit dem sie fortan zusammenleben will, — nach Erfüllung aller von Herkommen und Gesetz geforderten Formalitäten, wenn ihr Gatte sie darin unterstützt; ohne sie, wenn er sich weigert.

Angesichts dieser Alternative giebt Erich Helder zähneknirschend nach. Es gilt jetzt nur noch für ihn, daß Alles „korrekt", ohne unnöthiges Aufsehen, in möglichst gütlicher Weise vor sich gehe, — daneben freilich auch, daß auf ihn ein in jeder Beziehung vortheilhaftes Licht falle. Die Scheidung soll auf Grund „unüberwindlicher, gegenseitiger Abneigung" erfolgen. Die ersten Schritte sind bereits eingeleitet, unter der Hand die betheiligten Kreise vertraulich von dem Bevorstehenden, Unvermeidlichen in Kenntniß gesetzt worden. Ganz im Geheimen hat Erich Helder schon bei sich die Frage erwogen, ob er später vortheilhafter eine neue Ehe schließen oder den Märtyrer Derer spielen soll, die ohne seine Schuld — dafür bürgt die schleunige Wiederverheirathung seiner Frau aller Welt — gelöst worden ist. An maßgebender Stelle ist er überall auf warmes Entgegenkommen, auf diskretes Bedauern gestoßen; es unterliegt keinem Zweifel, daß man seine Lage richtig würdigen, daß er durch diese ganze fatale Angelegenheit in seiner Stellung nicht geschädigt werden wird. Er wird eher interessanter und als Gegenstand des Mitleids und der Anerkennung —

letztere wird seiner korrekten Haltung nirgends fehlen — gesuchter werden, als bisher.

So ist Alles vortrefflich eingeleitet, man wird sich in Frieden und Eintracht trennen, Heinrich Bergner wird seinen Wohnsitz in Süddeutschland nehmen, die ganze „Affaire“ wird bald „vertuscht“, von anderen, aufregenderen, ungewöhnlicheren verdrängt werden. Und nun dies! Dieser Skandal, dieser unheilbare Affront vor aller Welt! Die Gattin des bekannten und berühmten Professors Helder, die mit ihrem Gatten in Scheidung begriffen ist, geht, wie die erstbeste, verführte Dirne aus dem Volke, in's Wasser. Warum? Erich Helder weiß es nicht, kein Mensch wird es wissen. Nicht der Schatten eines Grundes scheint ihm vorzuliegen für diese wahnsinnige, verzweifelte That. Sie hat ihren Willen bei ihm, dem sonst so Unerbittlichen, Starrsinnigen durchgesetzt, sie sieht ihre Freiheit vor Augen, nach der sie gerungen und gelechzt hat, solange die Fessel dieser widernatürlichen Ehe sie drückte, vor ihr liegt das Leben, das sie sich, durch herbe Erfahrungen belehrt, nach den Geboten ihres eigenen Herzens gestalten, mit dem Inhalt ihres eigenen Wollens erfüllen kann, das Licht, das Glück. Und sie geht vor der Entscheidung, vor dem Beginn dieses neuen Daseins in den freiwilligen Tod. Warum? Hat sie Reue erfaßt über das, was sie zu thun im Begriff steht? Hat der Zweifel an ihr zu nagen begonnen, ob das, was vor ihr liegt, auch wirklich das Glück ist,

ob es für sie, wie sie nun einmal geschaffen ist, überhaupt ein Glück geben kann? Oder hat der Mann, dem sie angehören gewollt, ihr die Treue gebrochen? Ist er ihrer unwürdig geworden? Hat sie sich in ihm, hat er in ihr sich getäuscht? Eine Fülle von ungelösten, unlösbaren Fragen. Und Erich Helder findet nichts, woran er sich klammern könnte, um vor der Welt diese That des Wahnsinns, von der ihm nun doch ein dunkler Schatten auf ihn selber zurückzufallen scheint, zu rechtfertigen, zu erklären, nichts. Soviel er auch sinnt und grübelt, nichts. Er hat in den letzten Tagen seine Frau kaum mehr gesehen. Ein gewisses verstörtes Wesen ist ihm freilich an ihr doch aufgefallen; er meint jetzt sich zu erinnern, daß ihre Augen so starr, so geistesabwesend vor sich hingeblickt haben, wie nie früher, wie die einer Wahnsinnigen.

Und so muß es denn wohl Wahnsinn gewesen sein, was sie in den Tod getrieben, eine Umnachtung ihrer Sinne, die bei der excentrischen Natur, dem aufgeregten Nervenleben, der krankhaft überreizten Fantasie dieser Frau auch wohl erklärlich genug erscheint. Alles Grübeln und Sinnen führt Erich Helder zu dem einen Endresultat: Wahnsinn. Und wenn sie zum Wenigsten dann eine andere Todesart gewählt hätte, eine minder skandalöse, minder vulgäre! Eine, die sich vor der Welt hätte cachiren lassen, die man als Gehirnschlag hätte vor die Oeffentlichkeit bringen können. Aber dieser Eklat vor der Welt, diese rücksichts-

lose, brutale Manier, die ihr, der geborenen Baroneß, denn doch nicht ähnlich sah, sofern sie ihrer Sinne noch Herrin, bewies klarer, als alles Andere, als der Selbstmord an sich, daß sie wahnsinnig gewesen. Es giebt keine andere Möglichkeit, zu erklären, wie es kam . . .

Wie es kam? . . . Der Wagen ist endlich angelangt, die Todte liegt droben auf ihrem eigenen Ruhelager gebettet in dem vornehmen, mit allem modernsten Luxus ausgestatteten Schlafgemach, die nöthigen Anordnungen sind getroffen, die nöthigen Meldungen erlassen. Erich Helder hat Alles nach einem Briefe, den die Todte etwa hinterlassen, nach einem einzigen Worte der Aufklärung, nach einem geringfügigsten Anhalt für die Motive ihrer unseligen That durchsucht; er hat nichts gefunden, auch nicht das Kleinste. Eine That des Wahnsinns also, eine Folge momentaner Geistesgestörtheit . . .

Wie es kam? . . .

Um dieselbe Stunde, wo man die Todte aus dem Wagen über die breite, teppichbelegte Marmortreppe in dem stillen, vornehmen Hause des eleganten Villenviertels hinauftrug, hat der Maler Heinrich Bergner mit der Stadtpost einen Brief Hildegard's erhalten, in dem sie ihm schreibt, daß sie nicht mehr unter den Lebenden weilen wird, wenn er die Zeilen liest, die sie an ihn richtet, daß sie nicht mehr leben kann. Und sie läßt ihn errathen, wie es kam, ihn, und keinen Menschen sonst in der Welt. Selbst ihn

aber nur errathen . . ! Sie hat sich völlig losgelöst geglaubt von dem Manne, dem sie in der Verblendung ihrer Sinne, in dem Freiheitsdrang ihrer jungen, nach Liebe dürstenden Seele sich zu eigen gegeben und der sie dann geknechtet, tyrannischer und rücksichtsloser, kraft seines selbstbewußten, bildungsstolzen Egoismus, als je das Schicksal, die Macht der Verhältnisse, die väterliche Autorität und die dumpfe Beschränktheit der Hofluft es vermocht. Er selbst hat sie auf Grund ihres unerschütterlichen Willens, infolge ihrer Drohungen, deren Ausführung ihn vor der Welt blosstellen, den Skandal provozieren würde, den er um jeden Preis vermieden sehen will, frei gegeben. Die leeren Formeln, die es noch zu erfüllen gilt, bis sie auch vor den Menschen nicht mehr als seine Frau gilt, haben für sie keine Bedeutung; sie ist innerlich völlig frei von ihm, sie gehört mit all' ihren Gedanken und Empfindungen einem Andern. Und mitten in diesem berauschenden Freiheitsgefühl, das sich nach dumpfer und unwürdiger Existenz in den Ketten ihrer Ehe mit der seligen Gewißheit vermischt, am Herzen eines Andern Alles das zu finden, was sie sich je für dies Leben an Holdem und Köstlichem erträumt, kommt ihr die furchtbare Entdeckung, daß sie nicht mehr frei ist, es nie mehr werden kann, sondern an diesen Mann, den sie hassen gelernt hat, mit unzerreißbarem, mit dem heiligsten Bande gefesselt ist, welches die Menschheit kennt. Gerade jetzt —

Sie will es lange genug nicht glauben. Sie hält es für einen wahnsinnigen Angsttraum, der sie bei wachen Sinnen überfällt, der ihr das Glück nicht gönnen will, welches ihr lachend winkt, ja, den das Bewußtsein der Ueberfülle dieses Glücks gleichsam als drohenden Schatten wachruft, weil es sonst zu überwältigend, zu unermeßlich wäre nach all' der häßlichen, widrigen, leeren Zeit, in der sie die Gattin des berühmten Professors Helder gewesen. Und dann kommt ihr die unumstößliche Gewißheit doch, und eine Erstarrung all' ihres Denkens, aller ihrer Sinne ist die Folge davon. Sie geht umher, wie eine Nachtwandlerin, geistesabwesend, nichts mehr von dem gewahrend, was um sie her vorgeht, stumpf, wie versteinert von einem ungeheuren Grausen. Erst jetzt kommt ihr voll zum Bewußtsein, daß sie wirklich das Weib dieses Mannes gewesen, dessen Namen sie trägt, und die ungeheuere Schmach, die für ihre Empfindung in dieser Thatsache liegt, liegen muß, drückt sie wie mit Centnerschwere zu Boden. Sie sieht sich an als die Maitresse ihres Gatten, dem sie nie in Liebe sondern immer nur in feiger, sklavischer Gewohnheit gemäß den Rechten angehört hat, die er über sie nach dem Buchstaben des Gesetzes gewonnen und mit herrischer Brutalität geltend gemacht. Sie begreift, daß jede eheliche Gemeinschaft zwischen ihr und dem Manne, den sie nicht geliebt hat, trotz der Sanktion von Kirche und Staat eine sie tief entwürdigende, eine unsittliche That gewesen

ist; daß sie vor sich selber reiner dastehen würde, wenn sie, vor der Welt die Gattin eines Anderen, dem Manne ihrer Liebe in freier Gunst nach dem Rechte ihres Herzens sich hingegeben hätte, als jetzt, wo sie ohne Liebe die schmählichen Rechte des Herkommens anerkannt hat, das doch über die Herzen keine Gewalt haben darf. Ein Ekel ergreift sie vor sich selber. Ihr Leib ist entwürdigt, sie ist die Dirne ihres Gatten gewesen, der für sie ihr Gatte nicht mehr war; während ihr Innerstes ganz erfüllt war von dem Bilde eines Anderen, hat sie doch nach der dumpfen, trägen, widrigen Gewohnheit des Lebens Dem angehört, der vor der Welt noch ihr Gatte hieß, ohne der ungeheuren Schmach zu gedenken, die für sie darin lag, ohne sich ihrer schändlichen Selbsterniedrigung dafür bewußt zu werden, ohne zu begreifen, daß die sinnliche Gemeinschaft nur dann, nur so zu einer sittlichen wird, wenn Liebe sie versittlicht.

Und nun trifft sie die Strafe für ihr Thun, das dem Thun der denkträgen Welt, in der sie aufgewachsen, dieser Welt der starren, lebensleeren Formeln und Gewohnheiten, dieser Welt des schnöden Scheins so gut, so voll entsprochen hat. Ihr Leib ist entweiht, sie trägt das Kind eines Mannes, den sie nicht liebt, nie geliebt hat, unter dem Herzen. Daß dieser Mann heute noch ihr Gatte heißt, je so geheißen hat, macht für ihre Schmachempfindung keinen leisesten Unterschied. Ihr geschieht recht, — das ist's, was sie

verdient hat. Nichts Anderes klingt in ihr wider, als das Eine: Dir geschieht recht! Und sie weiß, daß sie von dem Manne, den sie liebt, nun für immer geschieden ist, und daß sie andererseits bei dem, dessen Namen sie trägt und der ihres Kindes Vater sein würde, nicht mehr bleiben, ihm nicht weiter angehören kann. Diese Schmach würde sie vollends vernichten. So bleibt ihr nichts, als zu sterben. Was könnte der, dem das Dasein, der sich selber zum Ekel geworden, auch Anderes thun, als die Flamme in sich erlöschen, mit der allein auch die Schande erlischt? Es ist freilich zugleich ein Mord, den sie begeht, und sie tödtet noch mehr, als sich selber. Aber sie kann nicht anders. Soll sie ein Kind gebären, das nicht in Liebe erzeugt ward? Würde sie ihm je eine Mutter sein können, da doch schon die bloße Kunde von seinem Werden sie der Verzweiflung in die Arme getrieben? Nein, — nein, — nein! Auch das kann sie nicht halten. Vor sich selber entfliehen, das ist Alles, was ihr bleibt nach dieser unauslöschlichen Schmach — Und sie läuft am Frühlingsabend, dessen stürmisches Wehen ihr das Blut heiß und wild aufregt, auf die Gasse hinaus, durch ein Gewirr von Straßen, an den Kanal hinab — Wie eine Dirne will sie in's Wasser gehen, denn sie ist eine Dirne gewesen vor ihrem Herzen, die Gattin des berühmten Professors Erich von Helder . . .

Und so kam es . . .

In der Marmorstadt.

Viel ist von dem Zauber der Fahrten an den Küsten des Mittelmeeres gesagt und gesungen worden. Wer von den beiden Rivieren redet, die sich von der Stadt der Doria aus gen Westen bis zur Engelsbai von Nizza und gen Osten bis über den bergumgürteten Golf von Spezia hinaus, in zahllose Buchten zerklüftet, dahindehnen, der meint, von dem Herrlichsten Zeugniß abzulegen, was an Naturpracht und Farbenzauber je unter einem gnädigen Himmel gediehen ist. Und wenn er wirklich ein Kenner jener Gegenden ist, so wird er die Wahrheit sprechen. In den Berichten der Touristen aber, die in das gleiche, begeisterte Lied einstimmen, wird viel von der nämlichen Heuchelei mit unterlaufen, die wir bei allen Italienfahrern, seien es nun Hochzeitsreisende oder Rundreisebillet-Inhaber, längst als traditionell kennen. Denn wer die beiden Rivieren nur im Eisenbahncoupée entlang gerasselt ist, den muß eine Empfindung so herber Enttäuschung überkommen haben, daß er herbere vielleicht nie in dem enttäuschungsreichen Wunderlande zu erleiden hatte. Denn von Tunnel zu Tunnel nur fliegt der Eilzug mit dem Begeisterungssüchtigen, und ehe sich in der offenen Küstengegend das geblendete Auge wieder an das grelle Sonnenlicht der Riviera gewöhnt

hat, um die malerische Landschaft, alte Städte, Olivenwälder, Citronenhänge, Ufer und Meer zu überschauen, schnaubt die Lokomotive schon abermals neuen Felslöchern entgegen, und die Coupéefenster, durch die der Qualm in dicken Wolken hereinweht, werden mit dem mehr oder minder drastischen Fluch einer der europäischen Sprachen in die Höhe gezogen. Das Spiel wiederholt sich ein paar Stunden lang, bis selbst der Neuling die Hoffnung aufgiebt, von der gepriesenen Riviera viel mehr zu sehen, als hin und wieder einen alltäglichen Bahnhof, auf dem er frische Luft schöpfen und durch Zugwind den Kohlendampf aus seinem Coupée vertreiben kann, und dann resignirt in die Kissen zurücksinkt, um seine Fantasie aus der schnöden Wirklichkeit in jene Riviera hinüberzuretten, an deren farbensatten Bildern, die er so oft vor sich auftauchen gesehen, wenn Wort oder Stift sie ihm hervorgezaubert, sie sich berauschen mag . . .

Ob die östliche Riviera der westlichen an Großartigkeit der Bergformationen und Reiz der Landschaft überlegen ist oder nicht, darüber ist viel gestritten worden und wird vermuthlich nie eine Einigung erzielt werden. Daß sie ihr aber an Tunnels noch überlegen ist, das steht außer allem Zweifel. Freilich ist sie dafür auch kürzer. Aber die Minuten, die man auf einer Eilzugsfahrt von Genua nach Spezia oberhalb der menschenbewohnten Erde verbringt, lassen sich ohne sonderliche Mühe zählen. Und die gewöhn-

lichen Züge, — die sich in „treni omnibus“ und „treni misti“ eintheilen, ohne daß die Frage, durch welche von diesen beiden Arten man am Ehesten zur vollsten Höhe der Verzweiflung getrieben wird, bis heute endgiltig entschieden wäre, — thun zwar ein Uebriges, um uns Gelegenheit zu bieten, uns der wärmenden Strahlen des Helios möglichst lange zu erfreuen, durchfahren aber auch die düstren Schlünde der Erde dafür mit so sorgfältiger Behaglichkeit, als wollten sie uns auffordern, den Riesengeist der fortschreitenden Menschheit in jedem Meter Tunnelsprengung liebevoll und eingehend zu bewundern. Wer nach Avenza will, ist auf diese pietätvollen Züge angewiesen.

Die kleine Stadt liegt drei bis vier Meilen südlich vom Golf Spezia's, etwas abseits vom Meer, einst die Grenzveste des Herzogthums Massa-Carrara gegen Modena und im vierzehnten Jahrhundert der Sitz des kriegsgewaltigen Castruccio Castracani degli Interminelli, der über Pisa, Lucca und Pistoja seine mächtige Hand hielt, die Florentiner auf's Haupt schlug und von Kaiser Ludwig dem Bayern zum Statthalter von ganz Toskana eingesetzt wurde. Sein Schloß, ein gewaltiger Quaderbau mit runden Thürmen und grauen, kühn aufsteigenden Zinnen ragt heute noch in unmittelbarer Nähe der Ortschaft trotzig genug und erst mäßig zerfallen in den mattblauen Frühlingshimmel. Hier überall ist althistorischer Boden. Klingt doch selbst im Namen, den das Volk noch heute der

Gegend beilegt: „La Lunigiana“, die Erinnerung an das altetruskische Luna wider, das einst drüben, weiter aufwärts am Meer, bis in die Zeiten der römischen Kaiser hinein blühte und erst den Arabern des elften Jahrhunderts zum Opfer gefallen sein soll.

Von Avenza führt eine Zweigbahn in einer kleinen Viertelstunde landeinwärts nach Carrara. Auf dem ganzen Wege schon sieht man zur Rechten dicht neben=einander Lagerplätze mit ungeheurem Vorrath an auf=gestapelten Marmorblöcken, hört man das Kreischen der mächtigen Steinsägen und das taktmäßige Hämmern und Klopfen der Steinarbeiter. Das sind die rechten Töne zum Empfange. Denn von Stund' an verlassen sie uns nun nicht mehr, so lange wir in der Marmor=stadt weilen, sondern betäuben uns, wohin wir uns auch wenden mögen, und hallen und gellen uns lange, lange noch in den Ohren nach, wenn wir ihr den Rücken gekehrt. Mit dieser Musik empfängt uns das in allen Winkeln des Erdballs genannte und bekannte Carrara, sie ist das Wahrzeichen dieser Stadt, das sie vor tausenden kennzeichnet, ihr Lebensathem, ihr Stolz und ihr Weltruhm. Alle ihre Straßen sind in ganz der nämlichen Art durchklopft und durchhämmert und durchkreischt; in der Niederung wie droben auf den Höhen vernimmt man das gleiche, einförmige Geräusch, bald dumpfer, bald lauter; aber niemals wird es stumm, und die Ohren ihrer Bewohner haben sich derart daran gewöhnt, daß sie an den Untergang der

Welt glauben würden, wenn es je schwiege. Ruhe wäre ihnen unerträglich; das Geräusch bedeutet für sie die Fortdauer ihrer Existenz, Arbeit, Gewinn und Glück. Denn irgendwie mit dem Marmor hängt in dieser Stadt von fünfundzwanzigtausend Einwohnern die Thätigkeit und der Erwerb jedes Einzelnen zusammen.

Wer nicht selber in den Gruben arbeitet oder in den Werkstätten beschäftigt ist, der handelt mit Marmor, befaßt sich mit Spedition und Versicherung, der ist an den Erträgnissen der Gruben finanziell betheiligt, bietet bearbeitete Marmorgegenstände en gros oder en détail zum Verkauf, vermiethet seine Räume an Bildhauer, die ein Atelier suchen, verkauft seinen Grund und Boden zu Lagerplätzen, treibt ein Geschäft mit Zug=stieren, welche die ungeheuren Blöcke bis zur Station schleppen, wird Schiffer auf den Fahrzeugen, durch welche die Ladungen aus dem kleinen Hafen von Carrara bis an die großen Lastschiffe zu Spezia und Genua transportirt werden, oder lebt wenigstens von denen, die selber mit dem Marmor in seinen mannig=fachen Gestalten wieder direkt und indirekt in Zu=sammenhang stehen. Unbetheiligt ist hier Keiner: für Alt und Jung, Arm und Reich, Mann und Weib bedeutet das Klopfen und Kreischen der Hämmer und Sägen, oben wie unten, den Segen des Himmels und das Wohlgefallen der Sterblichen.

Auf dem baumbeschatteten Platze vor dem kleinen Stationsgebäude wird der Ankommende, wenn er das

Unglück hat, blond zu sein und einen nicht landesüblichen Vollbart zu tragen, selbst dann von dienstbereiten Fremdenführern umringt, wenn ihm alle übrigen Requisiten des landbekannten Touristen fehlen. Gegen diese Landplage giebt es nur ein Mittel, das jeder Erfahrene anwendet: absolutes Ignoriren, höchstens in Begleitung einer kurz abweisenden Geberde, die für diese Menschenkenner viel beredter und inhaltvoller ist, als hundert Worte, selbst in ihrer eigenen Sprache. Wer ihnen überhaupt auf ihre verführerischen, oft im köstlichsten Halbenglisch — jeder Reisende versteht nach italienischen Begriffen Englisch — geradebrechten Anerbietungen antwortet, der hat dem Teufel bereits den kleinen Finger gereicht und mag die ganze Hand wahren. Wer aber schweigend von dannen zieht, ist „un pratico," den sie halb verächtlich, halb ehrerbietig passiren lassen.

Und doch war ich heute einmal „unpraktisch" genug, einen Führer zu engagiren. Keinen von den aufdringlichen Gesellen vor dem Bahnhofe; aber als ich zur Rechten die langsam ansteigende Hauptstraße hinaufwanderte und abwechselnd an zahlreichen Bildhauerwerkstätten und Marmorwaarenlagern vorüber bis zur Piazza mit dem kleinen Theater gelangte, da saß zu Füßen des Riesenstandbilds der Großherzogin Maria Beatrice von Toskana ein alter, unscheinbar gekleideter Mann, der die Arme über der Brust verschränkt hatte und mich mit großen, dunklen, todtestraurigen

Augen ansah, und sein von weißen Stoppeln umstarrtes Kinn zitterte. Er bettelte nicht, er hätte eine freiwillige Gabe sogar wohl beschämt abgewiesen, er sagte auch kein Wort. Aber diese Augen thaten es mir an. Fast schüchtern trat ich auf ihn zu und fragte ihn, ob er mich durch die Stadt und zu den Gruben führen wolle. Da stand er auf, sah mich dankbar an und bejahte; er sei ein Fremdenführer, sagte er mir in jenem wohllautenden, reinen, uns wie Musik umschmeichelnden Toskanisch, das selbst das Volk in oft bewundernswerther Klangfülle hier redet, aber da man ihn doch meist übersähe, nähme er nur selten noch seinen Posten am Bahnhofe ein. Und wir gingen.

Er sprach selten, ohne daß ich ihn vorher um etwas gefragt hätte, und dann nur, um mich auf etwas aufmerksam zu machen, das mir sonst entgangen wäre, immer aber mit seltsam müder und beinahe scheuer Stimme, als fürchte er, mich zu belästigen, oder als sei er überzeugt, daß ich im Grunde das Alles besser wisse, als er.

Es war eine eigenthümliche Wanderung durch diese vom ewigen, schrillen Geräusch der Arbeit durchtönten Gassen der Marmorstadt. Ueberall boten barfüßige Buben und zerlumpte Mädchen mit verfilzten Haaren und blanken Sammetaugen Marmorgegenstände zu fabelhaft billigem Preise feil, — gerade wie anderwärtig Blumensträuße, — seien es nun Briefbe-

schwerer, Statuetten oder Vasen, Alles Dinge, die wegen eines geringen, von den gewitzten Verkäufern natürlich verschwiegenen Fehlers nicht in den gewöhnlichen Handel kommen sollten und nun, mit Seidenpapier umwickelt, in den schmutzigen Händen jedem Vorübergehenden zu überraschend schnell wechselnden Werthsätzen angepriesen wurden. Daneben stand in jeder offenen Ladenthür ein Verkäufer, in jeder Atelierpforte ein blaugeschürzter Sbozzatore mit seinem Handwerkszeug zwischen den Fingern, und jeder verlangte, daß man eintreten, besehen und kaufen solle.

Die bedeutendsten italienischen und viele ausländische Bildhauer haben hier ihr „studio“. Manche leben dauernd, Andre nur so lange hier, bis sie selber ihre Marmorblöcke sich ausgewählt, den Verkauf abgeschlossen, die erste Roharbeit vollendet haben. Die Meisten haben ihre ständige Werkstätte, wenigstens für die Gehülfen, die mit den Reproduktionen eines Originalwerks beschäftigt werden, stellen die unverkauften Werke hier aus und nehmen Bestellungen entgegen. Ueberall darf man frei hereintreten und geschäftige, trinkgeldlüsterne Hände reißen sofort die Tücher und Hüllen von den vorhandenen Kunstwerken, erklären, preisen an, versuchen, den Laien in die Geheimnisse des „Punktirens“ einzuweihen, arbeiten am Modellirblock etwas vor und sind sichtlich bestürzt, wenn man wieder davongeht, ohne sich eine lebensgroße „Kleopatra“ mitgenommen oder eine Sitzung

für den folgenden Tag anberaumt zu haben. Selbst die Inhaber großer Lager von vorräthigen Gruftsteinen, Kreuzen und Grabdenkmälern jeder Art würden es nicht unnatürlich finden, wenn man ihrer freundlichen Aufforderung entspräche und sich sein Kirchhofs-Monument gleich unter der vorhandenen, erstaunlich reichhaltigen Auswahl hervorsuchte.

In den zum Theil großartigen Ateliers berühmter Italiener hat man Gelegenheit, Richtung und Ziel der modernen Kunst zu studiren. Wer aber die italienischen Friedhöfe kennt und dann und wann die Kunstausstellungen italienischer Großstädte besucht hat, lernt hier nichts Neues kennen. Die virtuose Technik, die hin und wieder bis zur naturalistischen Verzerrung führt, reißt immer wieder zur Bewunderung hin, und immer wieder sehen wir sie an Sujets verschwendet, die uns kalt lassen, wenn sie uns nicht gar abstoßen. Diese modernen Künstler verstehen Alles aus dem Marmor zu machen, — aber ihm eine Seele einzuhauchen verstehen sie nicht. . . .

Wir wanderten weiter, an der Kirche Sant' Andrea vorüber, deren Façade an den gothisch-lombardischen Stil berühmter Vorbilder gemahnt, an der Akademie der schönen Künste vorüber, die antike Funde der Marmorgruben und Werke einheimischer Künstler beherbergt, über den großen, platanenbestandenen Platz mit dem Denkmal des einstigen Ministers im Kirchenstaate, Pellegrino Rossi, eines geborenen Carraresen.

Nie wird eine italienische Gemeinde, und sei es die kleinste und ärmste, vergessen, einem berühmt gewordenen oder von ihr für berühmt gehaltenen Mitbürger ein Ehrenmal, eine Statue, eine Gedenktafel zu setzen. Da er das Glück hatte, in der Marmorstadt geboren zu werden, konnte selbst ein päpstlicher Minister es erreichen, in lebensgroßem Marmor auf den granitenen Sockel zu treten.

Wir wenden uns zur Rechten bergan, an dem kleinen Stationsgebäude vorüber, und folgen immer den Schienen der schmalen Eisenstraße, die in Windungen von hier aus bis in die Höhe der Gruben emporführt, während sie abwärts bis an den kleinen Hafen Carraras leitet, der etwa fünf Kilometer von der Stadt entfernt liegt und in dem die provisorische Verladung der Marmorblöcke in eigens gebaute Schiffe erfolgt. Vor uns leuchten die schimmernden Marmorbrüche im dunklen Gefelse. Wir haben sie schon auf der Bahn, bald hinter Spezia, stets zur Linken sich weiß von einer dunklen Wolkenwand abheben gesehen; nun grüßen sie, ähnlich den Kreidefelsen der heimischen Ostsee, herüber.

Es ist kein italienischer Tag heute, d. h. einer, wie ihn der Kenner wohl oft erlebt hat, zumal im Frühling, und wie er ihn schon lange nicht mehr in Erstaunen setzt, aber keiner, „wie er im Buche steht.“ Er gemahnt an Deutschland. Am Himmel kämpft graues Wolkengeschwader mit vormittägiger Sonnen-

helle, und der Wind jagt die Nebel um die Berg=kuppen, als ob er „Haschen“ mit ihnen spiele; hin und wieder sprüht ein feiner Strichregen nieder, und der Boden ist von mehrtägigen Regenschauern durch=weicht. Es ist ein echter Apriltag. Dazu überall auf den Feldern und an den Berghängen junges Grün, Frühlingsblumen in frischem Graswuchs, und an den Zweigen der Bäume die ersten, lichten, sich verschämt kräuselnden Blätter der Maulbeeren, Platanen und Kastanien; die Akazien sind noch ganz kahl. Um die Erinnerung an einen deutschen Frühlingstag noch lauter zu wecken, ruft nun auch noch ein Kuckuck aus dem Bergwald zur Rechten. Wie fast überall in Toskana, gewährt die Landschaft einen nordischen, uns nordische Wanderer anheimelnden Eindruck. In win=terlichen Tagen hat das vielgepriesene, traditionelle „ewige Grün“ seinen Reiz. Nur daß es eben kein Grün ist und daß sein grauer oder brauner, lederar=tiger Glanz im Frühling unausstehlich wird und daß dann jedes erste, junge Eichenblatt hell=freudigen Sieg über alle Olivenwälder, Lorbeerhaine und Orangen=gärten davonträgt. Und um sich an solchen Reizen in Italien zu freuen, muß man im Frühling Toskana durchstreifen.

Wir haben bei der Eisenbahnkreuzung uns zur Linken gewandt, — rechts geht es zu den nahe gelegenen Gruben minderwerthigen Marmors, marmo ordinario, während wir den Brüchen des marmo

statuario entgegenstreben, — und durchwandern nun einen langen Tunnel, in dem das Wasser von den dunklen Wänden unaufhörlich niedersickert. Jenseits desselben, zur Rechten der immer aufwärts führenden Straße, sind im Gestein die Spuren, welche die Gewinnung des Marmors durch die Römer zurückgelassen hat, deutlich wahrnehmbar. Das ungeheure Menschenmaterial, über das sie in Folge ihrer Kriege und des Instituts der Sklaverei verfügt haben, konnte ihnen die Hilfsmittel der modernen Technik, welche sie entbehrten, ersetzen. Davon legen ihre Riesenbauten deutliches Zeugniß ab.

Und nun sind wir mitten im Bereich der Marmorbrüche, jener „cavi“, die seit Jahrhunderten eine Welt mit dem schimmernden, spröden Material beschenkt haben, aus dem der Meißel gottbegnadeter Menschenkinder unvergängliche Wunderwerke schuf. Hierher ist mehr als einmal der große Buonarotti gewallfahrtet, um sich die ungeheuren Marmorblöcke zu wählen, aus denen seine Schöpferhand die Verkörperung gigantischer Ideen an's Licht des Tages rufen wollte, von denen so viele und vielleicht die besten nie zur Vollendung gediehen sind. Hierher pilgern noch heute aus allen Gegenden der zivilisirten Welt begeisterungsfrohe Jünger des Meißels, die da wissen, wieviel von einem tadellosen Material ohne Adern und Brüche dereinst für den Gesammteindruck ihrer Werke abhängen wird. Und sie alle wollen doch „aere perennius“ schaffen . . .

Eine seltsame, schillernde Feldwüstenei rundum. Zur Linken in der Tiefe das Dörfchen Torano, in dem Marmorsägereien und Marmorschleifereien miteinander abwechseln, und in dessen Nähe sich die untersten Gruben befinden. Die hier gewonnenen Blöcke werden, wenn sie losgehauen sind, hinabgewälzt, mit Stricken fortgezogen und auf die mit Ochsen bespannten Lastwagen gehoben, die in langer, unabsehbarer Reihe auf der am Bache abwärts führenden Straße in den tiefen Geleisen hintereinander langsam der Stadt entgegenschwanken. Breite Schichten von Geröll senken sich stromähnlich zur Rechten und Linken an den Felshängen nieder und flimmern blendend im durchbrechenden Mittagslicht. Jede derselben läuft von einer Grubenöffnung aus, aus deren geheimnißvoller Tiefe unabläßiges Pochen und Hämmern erschallt und aus der jeden Augenblick neues Gestein in allen Formen und Größen herausfliegt, um sich polternd und schollernd auf das vorhandene Geröll zu legen, es eine Strecke weit mit sich fortzureißen und dann liegen zu bleiben. Es ist das werthlose Gestein, das man abgesprengt hat. Auch das ist weiß, so weiß, wie Alles, was man rundum gewahr wird. Und nun ein Hornsignal . . . Das bedeutet das Entzünden einer Mine und soll zur Warnung dienen. Dann ein dumpfer Knall irgendwo; wieder ein paar Steine, die den Hang hinabkollern; und dann neue Signale . . . Und immer dazwischen das Klopfen und Hämmern

in der Höhe, und das Kreischen und Feilen in der Tiefe . . .

Und das Alles ist doppelt geheimnißvoll, weil, wer auf der Schienenstraße bleibt, die Arbeitenden in den Gruben nirgends wahrnehmen kann und bei stundenlanger Wanderung zwischen den öden, schimmernden Felswänden vielleicht keiner Menschenseele begegnet, während ihm Hornsignale, Dynamitknall und die wechselnden Geräusche der in's Gestein sich einfressenden Eisenwerkzeuge unaufhörlich das Ohr erfüllen und die Nerven zerreißen; geheimnißvoll und beinahe unheimlich, trotz des hohen Mittags.

Die Gruben zählen nach Hunderten, die Arbeiter nach Tausenden in diesen Brüchen. Sie wohnen zum Theil in entfernteren Dörfern, von denen sie in stundenweiter Wanderung herüberkommen, um in halber Finsterniß neun bis zehn Stunden täglich ihrer aufreibenden Thätigkeit obzuliegen. Der Lohn ist kärglich. Die Gruben sind zum Theil im Besitz einzelner Unternehmer, zumeist aber werden sie durch Gesellschaften ausgebeutet. Hier und da gewahrt man verlassene Brüche, die keine lohnenden Erträgnisse mehr liefern, vielleicht solche nie geliefert haben und so die Spekulationen des waghalsigen Käufers zu Schanden machten. Auch in den Marmorbrüchen von Carrara gilt es ein Wetten und Wagen, wie überall im Leben.

Wir stoßen nacheinander auf zahlreiche, hölzerne Schutzhäuser, die zugleich auf mächtigen Schildern den

Namen des Grubenbesitzers oder der Kompagnie tragen. Ueberall stehen die kleinen, leeren Frachteisenbahnwagen zur Aufnahme der Blöcke bereit, Menschen sieht man nirgends. Man muß bis unmittelbar zu den Gruben des Monte Crestola hinaufsteigen, um sie drinnen bohren und pochen zu sehen, wenn man sie genug gehört hat. Und sie sind dankbar für jeden Soldo, der in ihre schwieligen Hände gleitet. Zu den in Deutschland berühmten „faulen Italienern“ rechnet dies Geschlecht nicht.

Schrille Pfiffe ertönen. Ein leerer Frachtzug keucht langsam die Bergstraße empor, und wir müssen den Weg räumen. Ich war sehr müde geworden. Wir setzten uns auf eine Bank im Schutz eines der Holzhäuser und ich blickte ausruhend über die leuchtende Felswüste hin. Der Alte neben mir sprach kein Wort. Aber als ich meine Augen über ihn hingleiten ließ, sah ich, daß er Thränen in den seinigen hatte, und seine Hände spielten mit einem abgesprengten Marmorsplitter, wie sie tausendfach um uns herumlagen. „Ihr habt Kummer gehabt?“ fragte ich ihn leise.

„Ja, Herr“, sagte er in seiner schlichten Art. „Viel Kummer. Und der Marmor hat ihn gebracht.“

„Der Marmor?“

„Freilich. Hier bei uns kommt Alles vom Marmor, die Freude und das Leid. Und wir lieben ihn doch.“

Das klang eigenartig in dieser von tausend unsichtbaren Hämmern durchklopften Mittagsstille zwischen

den schimmernden Felswänden, und die großen, traurigen Augen des Alten blickten beinahe zärtlich auf den Marmorsplitter zwischen seinen Fingern. Ich mochte nicht weiter fragen. Er aber setzte unaufgefordert mit müder, klangloser Stimme hinzu: „Ich habe zwei Kinder gehabt, Herr, und Sie können mir glauben, daß ich sie sehr lieb hatte, einen Sohn und eine Tochter. Die Tochter vor Allem, vielleicht zu sehr. Wenigstens denk' ich das jetzt. Der Sohn hat oben in den Gruben gearbeitet, wie ich selbst früher, da ich noch jünger war und die Arbeit aushielt. Und eines Tages haben sie ihn mir todt in's Haus gebracht; ein niederfahrender Block hatte ihn an der Schläfe gestreift und erschlagen. Sie sagten, er sei unvorsichtig gewesen, und es mag auch wohl so sein. Für mich war es das Gleiche. Und weil mein Weib damals auch schon todt war, bin ich der einzige Wächter meiner Tochter gewesen. Nun, Herr, Sie begreifen: ich war den ganzen Tag auswärts, mußte es wohl sein, wenn ich mir mein Brod verdienen wollte, und mein Kind war hübsch. Das fand nicht der Vater allein, sie fanden es Alle. Ein junger, polnischer Bildhauer, der hier arbeitete, fand es auch und dann . . . nun, meine Caterina ist mit ihm in die Schande gekommen, Herr. Er hatte ihr die Ehe versprochen, und das thörichte, junge, heißblütige Kind hat ihm geglaubt. Dann aber, als er sein Versprechen hatte halten sollen, ist er verschwunden gewesen, kein

Mensch hat gewußt, wohin? Meine Caterina jedoch hat gesagt, sie wisse es und sie werde ihn schon finden und wolle ihm nach, — sei's selbst bis an's Ende der Welt. Es hat sie Niemand halten können, Herr, auch ich nicht. Und wiedergekommen ist sie nie" . . .

Er schwieg. „So hat sie ihn vielleicht wirklich gefunden", sagte ich.

Aber er schüttelte die Stirn. „Muß wohl nicht sein, Herr. Denn der Pole ist nachher noch einmal wieder hier gewesen, Marmor einzukaufen, und hat eine andere schöne, junge Frau bei sich gehabt. Von meinem Kinde hat er nichts gewußt; er hat sich auf ihren Namen kaum mehr besinnen können, Herr. Und nachher hat er gesagt, es thue ihm leid. Vielleicht thut es ihm auch wirklich leid, aber mein Kind wird nicht wieder lebendig dadurch."

Er warf das Marmorstück an die Erde und drückte sich beide Hände vor die Augen. Als er wieder aufsah, war sein Gesicht so ruhig, wie vorher, ehe er zu sprechen begann. Und stumm schritten wir thalab.

Als wir an die Wegbiegung kamen, blieb ich stehen, noch einmal in Muße das anmuthige Landschaftsbild zu betrachten, das sich dort in der lichtgrünen, frühlingsfrischen Umrahmung unter dem von treibenden Wolken überflatterten April-Himmel vor meinen Augen breitete: die freundliche Stadt, die sich zwischen die waldigen Berge, allmälich ansteigend, gleichsam hereinschob, mit ihren altersgrauen Häusern

und ragenden Thürmen, von Bächen durchflossen; in der Ferne, jenseits der grünen, üppig-fruchtbaren Ebene der kleine Hafen mit den Fahrzeugen, und dahinter die blaue Unermeßlichkeit des Meeres . . . Der Kuckuck rief noch immer; aber man vernahm seinen Ruf hier kaum vor dem Dröhnen und Rasseln, Kreischen und Klopfen, das die ganze Stadt durchhallte . . .

Drunten im albergo della posta führt man eine gute, italienische Küche und der Chianti, den man sich aus der riesigen, in einem messingenen Gestell schaukelnden, korbumflochtenen Flasche einschänkt, ist nicht mit Unrecht berühmt. Da es zu dem Abendzuge nach Pisa keinen anschließenden Bahnverkehr bis Avenza gab, — wo man in Italien einen Anschluß für so selbstverständlich hält, daß man sich im indicatore ufficiale nicht einmal darüber vergewissern zu brauchen meint, giebt es sicherlich nie einen, — mußte ich in einem vorweltlichen Planwagen, der als Omnibus ausgegeben wurde, die unglaublich holperige Landstraße nach Avenza hinunterrumpeln. Es regnete jetzt in Strömen, und wir wurden Alle in Folge der fehlenden Seitenwände auffallend naß. Zum Glück wurde es unser Schimmel auch. Er hätte uns sonst in den tief ausgewaschenen Fahrgeleisen nicht mehr zur rechten Zeit bis zum Bahnhof gebracht, hielt es aber unter diesen Umständen für besser, sich coûte que coûte baldmöglichst davonzumachen, und wenn es des Wagens letztes Stündlein wäre . . . Vor dem Thor des

Albergo hatte mein alter Führer mir noch zum Abschied die Hand gedrückt. Mich trieb's, wieder einmal unter dem hängenden Thurm von Pisa zu rasten. Aber noch, als ich vor dem Weltgerichte des Orcagna an der Südwand des Pisaner Campo santo stand, sah ich die großen, dunklen, todestraurigen Augen des Alten vor mir, und um mich her hämmerte, klopfte und lärmte das geschäftige Treiben der Marmorstadt.

Halali!

Die erste Parforce-Jagd hatte stattgefunden, und für morgen war ein großes Treiben angesagt. Es war Alles so flott vor sich gegangen, wie man es von jeher auf den Krosigk'schen Gütern gewohnt gewesen, wo der Jagdgrund als der beste in der Provinz, die Gastfreundschaft als ebenso liebenswürdig wie großartig und der Château Larose als berühmt galt. Die Rothröcke waren dem lancirten Keiler, auf den die aus zwölf Koppeln bestehende Meute angelegt worden, in wildem Galopp über das hügelige Terrain hin gefolgt, der junge Freiherr von Knigge hatte ihn nach einem „Run" von fünfundzwanzig Minuten ausgehoben und der alte Kottwitz ihn nach allen Regeln der Kunst „abgefangen". Mit einem „Bruch" geschmückt waren die Jäger nach dem Halali heimgekehrt

und harrten in den wohlerwärmten Gemächern des Jagdschlosses, plaudernd, rauchend, die Zeitungen durchblätternd, der Stunde, wo man sie zum Jagddiner in den altvertrauten, mit allen Emblemen des edlen Waidwerks geschmückten Saal rufen werde, in welchem das Feuer in den großen Kaminen knisterte und der in den breiten Krystallgläsern perlende Wein die Zungen löste.

Nur der Jagdherr selber, der noch gestern die nacheinander eintreffenden Gäste mit der liebenswürdigsten Heiterkeit empfangen hatte, war heute sichtlich verstimmt, ja, gedrückt gewesen, so musterhaft die Jagd in allen Stücken auch wieder verlaufen war. Er hatte es dem alten Kottwitz, diesem Typus eines ergrauten, wetter- und sattelfesten Waidmanns überlassen, dem Oberpiqueur die nöthigen Weisungen zu geben, war als der Letzte dem „Run" gefolgt und hatte außer den nöthigen Begrüßungen noch kaum ein Wort mit seinen Jagdgenossen gewechselt, die er sonst Alle in unerschöpflicher Redegabe und schlagfertig-gutmüthigem Witz übertraf.

Man wußte nicht, was ihn drückte, und rieth und sann überall darüber in den einzelnen Gemächern des Schlosses, wo ein paar Rothröcke zusammensaßen und ihre Havanna rauchten. Krosigk war ein Großgrundbesitzer, den man auf eine schier abenteuerliche Anzahl von Millionen abschätzte, seine Ernten waren vortrefflich gewesen, seine Güter wurden einträglich

verwaltet. Er war der meistbeneidete Grundherr in der Provinz, und der Gedanke, daß ihn finanzielle Sorgen drücken könnten, erschien ausgeschlossen. Dazu strotzte er von Leben und Gesundheit und, wenn ihm auch Bart und Haar ergrauten, nahm er es doch mit dem Jüngsten von ihnen Allen auf, sobald es eine körperliche Kraftleistung galt. „Où est la femme?“ fragten sich die gutsherrlichen Jäger daher unter einander, als die andern Anhaltspunkte zur Lösung des Räthsels nacheinander schwanden.

Aber Frau Eveline Krosigk, die schöne, jugendliche Gutsherrin, stand über jedem Zweifel und jeder Verleumdung erhaben da. Sie ließ sich den Hof machen, — es wäre geradezu unverantwortlich gewesen, wenn ihr irgend Jemand nicht den Hof gemacht hätte, — aber wer hätte wagen können, sie auch nur mit dem leisesten Anhauch einer Verdächtigung zu treffen? Die Ehe war kinderlos. Beide Gatten fühlten sich dadurch schmerzlich berührt, sie nahmen es jedoch hin wie den ersten und einzigen Wolkenschatten, der auf die sonnige Klarheit ihres Lebensglückes fiel, und hätten nie wieder eine Klage darüber laut werden lassen; am Wenigsten wäre für den Gutsherrn eine Art von Berechtigung dadurch erwachsen, sich von der allgemeinen Fröhlichkeit der Jagdgesellschaft auszuschließen. So blieb es, da Niemand sich zu einer direkten Frage an den Gastgeber entschloß, bei unsicheren Vermuthungen und müßigem Gerede.

Nur der alte Kottwitz ging der Angelegenheit nach seiner Art einfacher und energischer zu Leibe. Er nahm etwa die Stellung eines Alterspräsidenten unter der Gesellschaft ein, war die stereotype Vertrauensperson für Alle, die sich im Besitz sämmtlicher, auch der diskretesten Geheimnisse befand, ohne je Gebrauch davon zu machen, ertheilte in den heterogensten Verhältnissen seinen stets befolgten Rath, schlichtete jeden Ehrenhandel, wohnte jedem Duell als Zeuge bei, vermittelte Geldgeschäfte, Gutskäufe und Heirathen, half Jedem aus, der sich in Verlegenheit befand, und war der beste Reiter und Jäger, der amüsanteste Geschichtenerzähler und Tischgesellschafter, der verständigste Landwirth und der wackerste Trinker. Dabei leistete er alle seine Dienste nicht etwa gewerbsmäßig, derweil er nichts Besseres zu thun wußte, sondern aus reiner Gutmüthigkeit und Hilfsbereitschaft, die bis zur Aufdringlichkeit ausarten konnte; er selber befand sich in durchaus geordneten Verhältnissen und lebte als alter Hagestolz auf seiner kleinen, aber fruchttragenden Scholle, wie ein echter und rechter Landjunker, ohne alle Ansprüche für sich selbst, aber mit allezeit offener Hand für die Andern. Der „alte Kottwitz“ war Orakel, väterlicher Freund, Trinkkumpan, kurz der „Onkel für alle Welt“ auf sämmtlichen Gütern der Provinz.

Er durfte sich auch Krosigk gegenüber etwas erlauben, ohne fürchten zu müssen, daß er Anstoß erregen werde. Und daß er ihn heute so still und ernst,

so ganz und gar nicht wie sonst gesehen, ging ihm zu Herzen. Er lebte der Ansicht, daß der Mensch kein größeres Verbrechen gegen sich selbst und gegen seine Mitmenschen begehen könne, als wenn er eine Stunde, in der er hätte lustig sein können, ungenutzt vorübergehen ließe. Und da nun gar die Gefahr drohte, Krosigk könne verstimmt zum Diner kommen und gegen die Einwirkungen seines Château Larose unempfindlich bleiben, — eine ungeheuerliche Sünde! — mußte der „alte Kottwitz“ mit Entschiedenheit einschreiten. Jedenfalls gab es da wieder irgendetwas für ihn zu thun. Er klopfte, ohne sich vorher anmelden zu lassen, an die Thür, die zum Privatkabinet des Gutsherrn führte, und trat ein, noch ehe ihn ein Hereinruf dazu eingeladen hatte.

Krosigk saß in einem Polstersessel neben dem Kamin und starrte, den Kopf in die beiden aufgestemmten Arme gestützt, vor sich hin in die verprasselnde Gluth der mächtigen Holzscheite. Er hatte den rothen Frack und die hohen Jagdstiefel noch nicht einmal abgelegt, Reitgerte und Flinte lagen auf dem Tische. Als er den Ankömmling gewahrte, raffte er sich zusammen, versuchte, seinen Mienen einen unbefangenen Ausdruck zu verleihen, und sagte mit kurzem Kopfnicken: „Guten Abend, Kottwitz. Was Neues? Ich wollte gerade in's Toilettenzimmer hinüber, in einer halben Stunde wird man zum Diner rufen.“

„Hm,“ machte Kottwitz und ließ sich breitspurig

auf einem Sessel dem Sprecher gegenüber nieder, „bleib' nur sitzen, mein Junge, und laß das Komödienspielen. Zum Intriganten bist Du, ehrliche Haut, doch verdorben. Wozu ich aber tauglich bin, das weißt Du; daß ich Dir helfen werde, wo ich kann, und daß ich Allerlei kann, weißt Du auch, also: hübsch frei von der Leber weg, mein Junge, wo drückt's? Denn daß es drückt, darüber brauchst Du mir keine Flausen weiter vorzumachen, wie den Andern. Der alte Kottwitz ist Dir zu gerieben dazu. Na, wie steht's? Wo will's hinaus?"

Und dabei schlug er ihm mit der breiten, braunen Hand auf die Schulter, daß ein Schwächerer, als der Gutsherr, darunter zusammengezuckt wäre, und sah ihn mit seinen gutmüthigen und klugen Augen so herausfordernd an, daß Krosigk sich verlegen abwandte und stotterte: „Nichts eigentlich von Belang, Kottwitz, — wenigstens für Dich nicht, — eine kleine, häusliche Verstimmung, weißt Du, d. h. kein ehelicher Zwist, nur meinerseits eine gewisse Unruhe, ein Zweifel, ein unbehagliches Gefühl von Furcht, weißt Du, — kurz: es ist ja die reine Narrethei, und Du verstehst von der ganzen Geschichte doch kein Wort —"

Kottwitz strich sich mit den großen Fingern durch den mächtigen, grauen Vollbart, der sein zerfurchtes, gebräuntes Antlitz umrahmte, und stieß eine Art grunzenden Tons aus, der zweifelhaft ließ, ob er die letztere Behauptung bestätigen oder verneinen wolle.

Dann sagte er: „Na, mein Junge, eine Narrethei, die Dir ernsthaft zu Herzen geht, muß natürlich auch ernsthaft behandelt werden. Reden wir also deutsch zusammen. Ein unbehagliches Gefühl von Furcht, — bei Dir? Höre, Alter, Du bist doch nicht eifersüchtig?“

Krosigk machte eine Bewegung, als ob er aufspringen und davonlaufen wolle. Aber der Andere hielt seinen Arm wie mit eisernen Zangen umklammert. Dabei stieß er eine Reihe von unartikulirten, aber von einander abweichenden Tönen aus, wie: „Aho — dada, — ladido“ — u. s. w. bis er in das verständlichere, mehrfach wiederholte: „Aha, soso!“ überging, auch dies ein paar Mal hintereinander variirte und endlich, den Arm des Gutsherrn noch immer wie in einem Schraubstock zusammenpressend, sagte: „Na, da haben wir's ja. Sagt' ich's nicht? Auf seine alten Tage fängt er solche Kindertollheiten noch an! Heh, Du, bei Dir ist's wohl nicht mehr ganz richtig da oben hinter der Stirnwand? Hugo Krosigk wird eifersüchtig! Da schlage doch gleich — Und wer ist denn eigentlich derjenige, welcher? Natürlich doch der kleine Freiherr, wer sonst? Dies bartlose Bürschchen, dieser geschniegelte Geck, dieser prahlhänsige Gardelieutenant in Civil! Und vor dem willst Du Dich am Ende gar verkriechen? Höre, mein Junge —“

Krosigk hatte seinen Arm freigemacht und setzte sich hoch aufgerichtet in seinem Stuhl zurecht. „Woher kommt es denn,“ fragte er, den Alten unterbrechend,

mit schneidiger Schärfe, „daß Du den Betreffenden gleich erräthst, daß garkein Zweifel über seine Persönlichkeit obwalten kann? Wenn es doch nur Kindertollheiten eines alternden Ehemanns sind, um die es sich handelt! Und da Du's weißt, magst Du auch gleich Alles wissen! Ich habe Eveline deutlich genug zu verstehen gegeben, daß ich die Besuche dieses aufdringlichen Burschen nicht länger dulden werde, ich habe ihn bei mehreren in die Nachbarschaft ergangenen Einladungen ausgeschlossen, ihm auf jede Weise gezeigt, daß ich ihm nicht wieder in meinem Hause zu begegnen wünsche, nachdem er die Grenzen der üblichen Courmacherei in Ehren weit überschritten, — und was geschieht? Er stellt sich, als ob er von alledem nichts gemerkt hätte, und benutzt meine bekannte Gastfreundschaft zur Jagdzeit, um mit den andern in aller Harmlosigkeit bei mir einzurücken, mich wie seinen besten, altbewährten Freund zu begrüßen, meinen Champagner zu trinken und meiner Frau mit faden Schmeicheleien und schmachtender Anbetung sich zu Füßen zu legen. Hol' mich der Henker, ich hätt' ihn am Liebsten mit der Reitpeitsche aus dem Hause gebracht. Aber er saß da, als merkte er garnicht, wie es in mir kochte, als fielen ihm mein eisiges Schweigen und meine finster drohenden Blicke garnicht auf, und lächelte mich an, — höre, ich bin ein ruhiger, phlegmatischer Mensch, aber solche Geduldsprobe geht über meine Kräfte. Und damit noch lange nicht genug!

Eveline lächelt ihn wieder an, bevorzugt ihn in der auffallendsten Weise, leiht ihr Ohr all seinen abgeschmackten Faseleien, ist dauernd an seiner Seite, — kurz: höre, Kottwitz, ich bin am Rande mit meiner Ruhe, und sobald nur erst meine Pflichten als Gastgeber zu Ende gehen, brech' ich die Gelegenheit vom Zaun und fordere den Burschen vor die Mündung meiner Pistolen. Wir müssen einmal zum Schluß kommen, so oder so. Und nun weißt Du Alles und wirst natürlich mein Sekundant sein, wenn es so weit ist!"

Er hatte das Alles in wildem Ingrimm hervorgesprudelt, saß nun da, die beiden Fäuste gegen die Kniee gestemmt, und stierte mit gerunzelten Brauen vor sich hin.

Kottwitz hatte, während er zuhörte, verschiedene Zeichen heimlicher Befriedigung von sich gegeben, wie ein behagliches Schmunzeln, Zungenschnalzen und Augenzwinkern. Jetzt fragte er kurz und ruhig: „Zweifelst Du an Deiner Frau, Krosigk?"

Der Gefragte schüttelte energisch den Kopf. „Bis heute nicht, — aber sie spielt mit dem Feuer, und — sie ist ein Weib, Kottwitz —"

„Hm," machte der Andere, „Du willst also nur den Burschen auf gute Manier los werden?"

„Und das je eher, desto lieber!"

„Ich schaff' ihn Dir aus dem Hause, Krosigk."

„Du?"

„Ja, ich. Natürlich; wer sonst? Dazu bin ich ja

da. Und Recht hast Du, — nicht mit Deiner Eifersucht, das ist dummes Zeug, aber weg muß er! Ich schaff' ihn Dir weg, Krosigk. An der morgigen Treibjagd nimmt er nicht mehr Theil. Verlaß Dich d'rauf, ich kenn' ihn."

„Wie willst Du das anstellen, Kottwitz?"

„Das ist meine Sorge, alter Junge. Und Dich kostet es weiter nichts, als ein Rothweinglas."

„Ein Rothweinglas?"

„Ja. Ich werde heute beim Diner eine kleine Geschichte erzählen, eine Episode aus meinem Leben. Wenn es Dir vorkommen sollte, als wäre nicht Alles darin ganz der Wahrheit gemäß, dann wirst Du gegen Deine Gewohnheit trotzdem durchaus ernst bleiben, sogar finster vor Dich hinblicken, — wie jetzt ungefähr, — und an geeigneten Stellen entschlossen mit dem Kopfe nicken, als ob Du innerlich mit Dir im Reinen wärest, und dem Freiherrn auch wohl einmal — aber spärlicher — einen bedeutsamen Blick über den Tisch zuwerfen. Zum Schluß aber, wenn Du mit mir angestoßen haben wirst, — ich werde das einrichten, — wirst Du Dein Glas mit so rücksichtsloser Entschlossenheit auf den Tisch zurücksetzen, daß es zerbricht. Irgendjemand wird dann wohl die Rothweinflecke mit Blut, das fließen werde, in Verbindung bringen; zur Noth thu' ich's selber. Das ist Alles. Du hast begriffen?"

„Das heißt: im Grunde garnichts —"

„Ist auch ganz überflüssig. Und da bimmelt ja wahrhaftig auch schon die Tischglocke. Na, ich habe einen Bärenhunger. Nun mach', daß Du in einen anderen Rock kommst, und eine freundlichere Miene aufgesteckt, alter Junge, hörst Du? Das wollen wir schon in's Reine bringen!"

Er schlug dem Gutsherrn mit seiner derben Herzlichkeit auf die Schulter und ging, vor sich hinbrummend und raisonnirend, seiner Wege.

Beim Diner, das zehn Minuten später seinen Anfang nahm, erhielt er seinen Ehrenplatz neben der schönen Wirthin, und während die vollen Schüsseln kreisten und der Wein die mächtigen Krystallgläser füllte, bewies er sich wieder einmal als der amüsanteste Anekdotenerzähler und zugleich als der galanteste und ritterlichste Tischnachbar, den sich Frau Eveline nur hätte wünschen können. Ja, er hielt sie mit seinen Jagdgeschichten und seinen Witzen so andauernd in Athem, wußte sie so vollständig in Anspruch zu nehmen und so heiter anzuregen, daß der andre Nachbar der Gutsherrin, — der junge Freiherr von Knigge hatte sich wider Fug und Recht solchen bevorzugten Platz anzueignen gewußt, — niemals zum Worte gelangen konnte und vor Neid, Aerger und Enttäuschung sich die Lippen wund biß. Aber der alte Kottwitz war nun einmal in seiner Laune und ließ sich nicht aus dem Texte bringen.

Zudem war das Diner vorzüglich, und der be-

hagliche, ſtilvoll eingerichtete Speiſeſaal, die glücklich verlaufene Jagd, die Ausſicht auf den morgigen Tag, der feurige Wein, mit dem der Gutsherr nicht geizte, — Alles das trug dazu bei, die fröhliche Stimmung bis zu ihrem Gipfelpunkt zu ſteigern. Und als nach dem Deſſert der Mokka in kleinen Taſſen umherge=reicht wurde und die Unterhaltung einen immer ver=traulicheren Charakter annahm, die Wirthin ſich mit einer anmuthigen Verbeugung gegen die Geſellſchaft empfahl, da legte zwar der alte Kottwitz ein ſchier untröſtliches Bedauern an den Tag und der junge Freiherr von Knigge war ſo dunkelroth vor Groll geworden, daß man hätte meinen können, die ſämmt=lichen geleerten Champagnerflaſchen kämen ausſchließlich auf ſeine Rechnung, aber die Geſammtheit der An=weſenden empfand dies taktvolle Sichzurückziehen doch als eine Art von Erleichterung, da Jeder ſich erſt nun ohne Scheu konnte gehen und ſeiner Zunge freien Lauf laſſen. Man redete und lachte unge=zwungen mitſammen, nur der junge Freiherr nagte an ſeiner Unterlippe und zerzupfte mit den weißen, ſpitzigen Finger=nägeln die kärglichen Haare, die dereinſt ſeinen Schnurrbart bilden ſollten. Der alte Kottwitz brachte das Geſpräch auf die morgige Treibjagd, deren Einzelheiten feſtgeſtellt und kritiſirt wurden. Er ſelber aber ward plötzlich ſchweigſam da=bei, ſtarrte vor ſich hin in ſein leeres Glas, das er ſich nicht wieder füllen laſſen wollte, und ließ ſeinen mächtigen, grauen Schnurrbart nachdenklich durch die Finger gleiten.

Krosigk, der ihm gegenüber am andern Ende der Tafel saß und während des Diners mit schlecht verhehlter Schadenfreude gesehen, wie der Alte den unleidlichen Courmacher seiner Frau unschädlich gemacht hatte, rief ihm zu, weshalb er denn verstummt sei und ob er nicht eine von seinen famosen Dachsjagd-Geschichten zum Besten geben wolle, vielleicht finde sich doch Einer oder der Andere, der sie ihm heute glaube. Aber Kottwitz schüttelte melancholisch den Kopf, deckte seine Hand über das Weinglas, das man ihm füllen wollte, und sagte: „Die Treibjagd hat da wieder alte, ganz alte Erinnerungen in mir wachgerufen. Ich würde sie Euch erzählen, um sie los zu werden, — denn ein besseres Mittel dafür giebt's nicht, — aber sie sind melancholisch, sehr, sehr melancholisch, und ich will Euch die Laune und die Nachtruhe nicht verderben. Zudem, — Ihr habt mich ja immer nur als den fidelen Gesellschafter und den unermüdlichen Geschichtenerzähler kennengelernt, und als solcher allein gefall' ich Euch und nehm' ich eine Stellung unter Euch ein. Wenn Ihr nun hörtet, welch' ein sentimentaler und larmoyanter, junger Kerl ich seinerzeit gewesen, und welch' furchtbare, tieftraurige Dinge ich dermaleinst erlebt, da würdet Ihr den alten Spaßmacher garnicht mehr wiedererkennen und seine Witze würden Euch nicht mehr schmecken, ja, es würde Euch vielleicht sogar völlig unbegreiflich vorkommen wie Einer, der in seiner Jugend das Leben von ernster

Seite kennengelernt hat, nun in seinen alten Tagen den Humor als seinen alleinigen Gebieter anerkennt. Darum ist's schon besser, ich schweige, oder am Besten vielleicht, ich mache mich in aller Stille davon" — Aber davon wollte Niemand etwas wissen. Auf die anfängliche Ruhe und Betroffenheit, die sich in dem so ausgelassenen Kreise geltend gemacht hatten, folgte das allseitige, lärmvolle Verlangen, der alte Kottwitz solle erzählen, man habe ein Recht darauf, zu wissen, was ihm in seiner Jugend Trauriges geschehen, und vor so guten Kameraden und alten Freunden mit seinen Lebensschicksalen hinter dem Berge zu halten, sei schmählich, wie denn auch der Verdacht, daß man nur Witze und Possen von ihm zu hören begehre, durchaus ungerechtfertigt sei.

So strich sich denn der Alte den Bart und sagte mit schwermüthigem Runzeln der Brauen: „Wenn Ihr's denn nicht anders wollt, so mag es sein. Aber spanisch wird Euch die Geschichte vorkommen, Kinder, die ich Euch in aller Kürze mittheilen will; denn Ihr seid auch nicht mit einer allergeringsten Einzelheit aus jener Zeit einmal vertraut geworden. So müßt Ihr denn vor allen Dingen wissen, daß ich von jener frühen Epoche meines langen Lebens rede, in der ich noch sehr jung und ein glücklicher Ehemann war, — so glücklich und so närrisch verliebt, wie nur je ein Gatte auf dieser unvollkommenen Welt hat sein können. Das war eine goldene, wundervolle Zeit!"

Die Anwesenden blickten einander an. Kottwitz als Ehemann? Dieser Typus eines alten Hagestolzes als verliebter, junger Gatte? Er wollte sie also nur zum Besten haben und sich über ihre Leichtgläubigkeit lustig machen. Aber er sah wirklich so ernst, so wehmüthig-nachdenklich aus, als er sich in seine Erinnerungen zu vertiefen begann, und Krosigk, der besser, als sie Alle, wissen mußte, ob der Alte die Wahrheit sprach, blickte so gleichmäßig ruhig und, wie wenn nichts Besonderes gesprochen oder geschehen sei, vor sich hin, daß man das hier und da sich regende Lachen gewaltsam wieder unterdrückte. Man hätte sich mit dem Alten für Lebenszeit verfeinden können.

Der aber fuhr nach einer geraumen Weile erst, als ob er ihnen habe Zeit lassen wollen, um sich in das schier Unglaubliche zu finden, mit leiser Stimme fort: „Ich hatte sie geheirathet, weil ich sie liebte. Ich war ja wohlhabend, unabhängig, frei, ich durfte nur auf Neigung sehen, und Eleonore war das Musterbild eines schönen, geistvollen, liebenswerthen Weibes. Sie schlug meine Seele in Bande und herrschte unbeschränkt über mein Herz. Ich trug sie auf Händen, las ihr jeden Wunsch an den Augen ab und ward ihr Sklave. Wir lebten miteinander, wie die Turteltauben im Nest, einsam, vor jedem Späherblick geborgen, als fürchteten wir die Wirkung des Neides, der sich gegen unser Glück erheben könnte. Erst als die unabweisbare Nothwendigkeit an uns herantrat,

mischten wir uns wieder unter die Menschen, zu denen wir gehörten. Wir sahen Gäste bei uns. Sie Alle feierten mein Weib und warben um ihre Gunst; ich sah es lächelnd mit an. Mein Weib war ja treu. Die Weiber sind nicht so flatterhaft und treulos, wie elende Skribenten sie zu schildern gewagt haben; die Männer sind es, jene schlauen Vogelsteller, jene unermüdlichen Schmeichler und Verführer, auf welche die ganze Schuld zurückfällt, die man auf jene zu wälzen pflegt. Auch meinem Weibe nahte sich unter falscher, heuchlerischer Maske der Versucher. Er war jung, von Adel, — wenigstens dem Namen nach, — von weichem, einschmeichelnden Wesen; er hatte in der Hauptstadt bei einem Garderegiment gedient, war ein vollendeter Gentleman und in allen Künsten, den Weibern zu gefallen und sie für sich zu gewinnen, erfahren. Mein Weib ahnte nichts von der Gefahr, in der sie sich befand, in die sie sich blindlings stürzte, als sie auf seine Worte hörte und lächelnd seinen Liebesschwüren und Betheuerungen lauschte. Aber sie sündigte schon dadurch, daß sie dem Verführer auch nur den kleinen Finger von ihrer Hand reichte, statt ihn entrüstet von sich zu stoßen. Die Weiber sind schwach und eitel, das ist ihr ganzes Verbrechen, aber gerade dadurch sinken sie auch, ohne schlecht zu sein, von Stufe zu Stufe, — sie wissen es selber kaum. Die heimtückischen Verräther aber, die es nach ihres Nächsten Weib gelüstet und die eines unbescholtenen,

glücklichen Mannes Ehre nicht respektiren, weil sie ihm sein Glück neiden und weil ihre eigenen, unlauteren Begierden in Frage kommen, diese listigen Schurken im Gewande junger Edelleute und Kavaliere, die sich in fremde Häuser eindrängen, auch wenn sie wissen und sehen, daß man sie dort gern vor die Thür setzen würde, sprächen nicht die allgemeinen Traditionen der Gastfreundschaft dagegen, diese sollte man nirgends schonen, nirgends dulden. Sie sind die Parasiten am Mark unseres Lebens, die Zerstörer des sittlichen Bewußtseins in unserem Volksthum, das schädlichste und schändlichste Geziefer, das an unserem Baumwuchs herumkriecht. Ihnen Allen sollten wir erbarmungslos den Tod zuschwören und bereiten, und ein Elender ist in meinen Augen, wer sie aus falschem Humanitätsgefühl entrinnen läßt oder gar, statt ihrer, sein Weib züchtigt, das doch kein anderes Vergehen trifft, als die seinem Geschlecht angeborene Gefallsucht. Pfui über diese Feigen, diese Elenden, diese Ungerechten! Ich habe anders gehandelt, und wenn ich auch schwer darunter gelitten habe, rufe ich doch: ich habe recht gethan! Möge Jeder in gleicher Lage thun, wie ich!“

Der alte Kottwitz sah sich zornfunkelnden Auges in der Runde um, ob es etwa Jemand wagen wolle, ihm zu widersprechen. Aber es wagte Keiner, sie waren Alle stumm geworden. Da füllte er sich sein großes Glas mit schwerem Wein und trank es langsam, aber in einem Zuge herunter. Dann stützte er

sein Haupt in beide Arme und schloß die Augen, als ob er träume. Von den Zuhörern aber sah Einer immer noch verwunderter aus, als der Andere, wußte nicht, was er sagen sollte, und blickte seinen Nachbarn an, und da dieser auch nichts sagte, trank er gleichfalls sein Glas leer und versank in Nachdenken. Es herrschte eine seltsame, schwüle Stille in dem vorher so lärmvollen Saal. Der Hausherr warf einen wilden, drohenden Zornblick zu dem jungen Freiherrn von Knigge hinüber, der mit zusammengepreßten Lippen ganz starr und stumm dasaß, legte dann seine beiden geballten Fäuste auf den Tisch vor sich hin und nickte mit dem Kopf, als ob er über einem Entschluß brüte. Plötzlich fuhr er aber empor und rief: „Und was thatest Du denn in Deiner Lage, Kottwitz? Du hast es uns ja garnicht erzählt.“

Der Alte schrak zusammen. „Wollt Ihr das auch noch hören? Gut. So hört es. Aber ich muß es kurz machen, es greift mich alten Kerl in der Erinnerung noch an. Es war eben um die Jagdzeit, wie jetzt, vielleicht just der nämliche Tag. Ich wüßte sonst nicht, warum es mich gerade heute heimsuchte. Ich hatte dem Schurken, der auch nur mit einem einzigen unreinen Gedanken die Treue meines Weibes zu beflecken gewagt hatte, ziemlich unzweideutig meine Schwelle verboten. Ein wahrer Edelmann wäre nicht wiedergekommen und wenn sein Leben auf dem Spiel gestanden hätte. Er aber war keiner und kam wieder.

Die Gastfreiheit auf meinem Gut zur Zeit der Treibjagden verbot mir, ihm die Thür vor der Nase zuzuwerfen, ich mußte ihn dulden. Aber das Blut siedete in mir. Und der freche Eindringling trieb seine Keckheit so weit, meinem Weibe auf's Neue nachzustellen, er wich nicht von ihrer Seite, er warf ihr Blicke, flüsterte ihr Worte zu, die in meinen Augen ihn schon zum Verbrecher gegen das sechste Gebot stempelten, auch ehe einer seiner schamlosen Gedanken zur Wirklichkeit geworden war. Meine Geduld war am Ende. Ich wollte und durfte es nicht bis zum Aeußersten kommen lassen, ich fühlte keinerlei Verpflichtung in mir, ein Duell zu provoziren, in dem ich nach den Gesetzen eines blinden Zufalles ebenso gut hätte fallen können, wie er, dem ich dann seine Beute überließ; er war in meinen Augen nichts, als ein Dieb, ein Räuber, ein ehrloser Verbrecher, den ich niederschießen durfte und mußte, wie einen tollen Hund. Weshalb kam er mir auf's Neue in's Gehege? Ich hatte ihn gewarnt. Sein Blut mochte über ihn kommen! Mit dem festen Entschlusse, mich und die Welt von ihm zu befreien, ging ich an jenem Abend zur Ruhe."

Wieder schwieg der Erzähler und stürzte ein Glas Wein hinunter, während die Anderen, um dem unbehaglichen Gefühl der Spannung zu entgehen, das Gleiche thaten und nur Krosigk kopfnickend mit der Faust aufs Tischtuch schlug, als ob er sagen wollte: „Gott sei Dank, so war es recht!"

Dann fuhr Kottwitz leisen, langsamen Tons fort:

„Am nächsten Morgen war die große Treibjagd. Es war ein echter Nebelmorgen, wie fast immer um diese Zeit und wie wir ihn morgen voraussichtlich auch haben werden. Ich hatte die Arrangements so getroffen, daß ich neben jenen Schurken zu stehen kam, dessen Namen ich Euch verschweige. Er stand am Waldsaum, ich drüben, vierzig, fünfzig Schritte entfernt am sogenannten Kranichlug auf der Wiese. Ich konnte die Umrisse seiner Gestalt kaum in dem weißlich grauen Meer gewahren, das uns umwogte. Wir standen lange und warteten. Die Hände wurden mir steif, und ich mußte fürchten, ich würde den Hahn nicht mehr abdrücken können. Da scholl das Gelärm der Treiber, der Hirsch brach durch die Lappen. Er mußte nahe an meinem Nebenmann vorbei. Der Nebel war dichter geworden, und man sah nichts Genaues mehr vor sich. Aber ich schoß in die Richtung, in der ich den Jäger vermuthete. Wenn ich ihn traf, war es ein Gottesgericht. Ich schoß zweimal kurz hintereinander. Was weiter geschah, weiß ich nicht, der Nebel war zu stark, wie er es immer um diese Zeit zu sein pflegt. Aber als man Halali blies, da trugen sie außer dem verendeten Hirsch auch einen todwunden Jäger auf den Rendezvous-Platz. Halali, — meine Freunde, — Halali! Dies Halali von jenem Tage klingt mir immer noch in den Ohren. Der Himmel hatte für mich entschieden —“

„Er war todt?“ rief Krosigk laut dazwischen.

„Nein, aber zum Krüppel geschossen,“ klang es zurück, „ein armer, siecher, elender Mann, der an keiner Jagd mehr theilnehmen und kein Weiberherz mehr verführen konnte. Er hat noch lange fortgelebt, aber es war ein Leben, gegen das der Tod ein willkommenes Labsal gewesen wäre. Forscht nicht weiter nach ihm, — er ist nun auch hinüber, in Schmach und Jammer verendet. Halali! — Aber erzählen muß ich noch, daß ich wegen fahrlässiger Körperverletzung angeklagt wurde und daß man mich freisprach. Vielleicht hatte einer von den Richtern auch ein schönes, eitles, schwaches Weib, dem ein erbärmlicher Schurke Schlingen legte —“

„Und Dein Weib?“ fragte einer von den Gästen mit einem leisen Anflug von Mißtrauen.

„Starb kurz darnach im ersten Wochenbett mitsammt ihrem Kinde,“ versetzte der Alte unerschütterlich und fuhr sich mit der Hand über die Augen hin, „Gott habe sie selig! Es ist lange her, junger Mann, und von Euch hat Keiner mehr eine Erinnerung an jene Zeit. Es ist so lange her, daß ich für Euch ein alter Hagestolz bin, — nun, ich kann's mir ja gefallen lassen. Mit den Weibern hab' ich seither nie mehr viel zu thun haben wollen, und eh' ich zum zweiten Mal geheirathet hätte, — weg da, reden wir nicht mehr davon! Wozu habt Ihr mich überhaupt diese düsterste Periode aus meinem Leben wiederholen

lassen? Ich hab' Euch und mir die Stimmung dieses Abends dadurch verdorben. Aber das Eine möcht' ich doch noch sagen, nun wir einmal soweit gekommen sind und Ihr Alles wißt: wenn ich wieder vor der gleichen Entscheidung stände, wie damals an jenem Nebelmorgen auf der Treibjagd, und wieder die Umrisse der Gestalt jenes Elenden vor mir sähe, der meines Weibes Treue wankend zu machen versucht hatte, ich alter Kerl legte abermals meine Büchse auf ihn an und schösse ihn waidwund, so der Himmel mir beistehen wollte. Wer anderer Meinung ist, der sei's, der alte Kottwitz bleibt bei der seinen!"

„Es ist die jedes Ehrenmannes," rief Krosigk und schlug in wilder Entschlossenheit mit der Faust auf den Tisch, während seine Augen Blitze zu dem reglosen Freiherrn von Knigge hinüberschossen, „es muß die jedes Ehrenmannes sein, der etwas auf sich hält. Stoßen wir darauf an, alter Freund!"

„Ist recht," nickte Kottwitz, „ein pereat Allen, die gegen das neunte Gebot sündigen. Sie sind nicht besser, als Ehebrecher, Mörder, Diebe und Lügner, mit denen das Gesetz Gottes sie in einem Athem nennt. Pereant! Pereant!"

Die Anwesenden erhoben sich, und die Gläser klangen stürmisch aneinander; so wenig die Meisten auch wußten, was diese ganze Komödie bedeuten sollte, benutzten sie doch gern die Gelegenheit, um sich wieder aus dem Bann zu lösen, in dem die sonderbare Er-

zählung des Alten sie gefangen gehalten. Der Jubel hätte nicht größer, der Gläserklang nicht heller sein können, wenn man ein freudiges Ereigniß gefeiert hätte.

Als Krosigk sein Glas niedersetzte, geschah es so kraftvoll, daß der Untersatz desselben abbrach und der dunkle Wein über das blendend weiße Tafeltuch floß. Der alte Kottwitz fuhr zusammen, als ob er von einer abergläubischen Regung heimgesucht würde.

„Das bedeutet ja Blut," murmelte er mit scheuem Blick auf die Anwesenden, „das ist doch sonderbar —"

Die Gäste blickten einander an, aber keiner sagte ein Wort. Auch Krosigk schwieg; nur ein grimmiges Lächeln verzerrte seine Lippen.

Ein neues Gespräch wollte nicht mehr aufkommen, die rechte Stimmung war zerstört, und Einer nach dem Andern zog sich zurück. Einer der ersten war der Freiherr von Knigge, der nur mit einer stummen, hastigen Verbeugung von der Gesellschaft Abschied nahm. Er sah blaß und verstört aus, wie Einer, der zuviel getrunken hat und weiß, daß er am nächsten Morgen mit einem Katzenjammer erwachen wird.

In der Frühe des kommenden Tages bliesen die Hörner zum Aufbruch auf die Jagd. Die Treiber versammelten sich, die zusammengekoppelte Meute winselte, und die Herren in Jagdkleidung, mit der Flinte über der Schulter, traten unter das Portal des Schlosses. Nur Einer fehlte: der Freiherr von Knigge war nicht erschienen. Man sandte in sein

Zimmer hinauf, und der Diener brachte die Meldung zurück, es sei leer, aber das Billet, das er hier überreiche, habe auf dem Bett gelegen.

Krosigk nahm es und las: „Verzeihen Sie, wenn mich eine dringende Geschäftsangelegenheit, deren ich mich erst jetzt, da ich nach dem heiteren Tage zum ersten Male allein bin, entsinne, ohne Dank und Abschied bei Nacht von Ihnen entführt. Aber ich kann nicht anders, und die Noth muß mich entschuldigen. Auch würde mir der Abschied, der doch unvermeidlich ist, sehr schwer werden, und es ist vielleicht besser, wenn ich mich so, wie der Dieb in der Nacht, davonschleiche. Im Uebrigen vertröste ich mich auf die nächste Jagd über's Jahr. Genehmigen Sie die Versicherung meiner unwandelbaren Hochachtung.

Ernst Freiherr von Knigge."

„Wie ist er denn nur fortgekommen?" fragte Krosigk lachend den Diener, während der alte Kottwitz wie ein Triumphator im Kreise herumblickte.

„Der Herr Baron müssen wohl durch's Fenster gestiegen sein," berichtete dieser, „denn das stand offen, und am Pfirsichspalier sind ein halb Dutzend Latten zerbrochen."

„Also wirklich wie der Dieb in der Nacht," fiel der Gutsherr in der heitersten Stimmung ein, und zu Kottwitz gewandt, fragte er: „Nun? Was sagst Du dazu?"

„Ich?" gab der Alte gleichmüthig zurück, „Halali! Und bis über's Jahr kann ja wohl mancherlei passiren" —

Man gab das Zeichen zum Aufbruch. Aber das sag' ich Euch, Kinder," rief der alte Kottwitz und mischte sich unter den dichtesten Haufen der Jäger, „wenn sich Einer von Euch untersteht, zu glauben, ich wäre wirklich einmal beweibt gewesen, ich alter Hagestolz und prinzipientreuer Weiberfeind, — den soll doch gleich — den fordre ich auf meine alten Tage noch heraus; — die ganze Geschichte war nur wegen — nun, wegen eines waidgerechten, waidfröhlichen Halali erfunden. Und nun vorwärts!"

Gräfin Vittoria.

Sie sah ihm nach, wie er rasch, ohne sich noch einmal umzublicken, durch die lange, dunkle Cypressenallee davonschritt, die, sanft abfallend, vom Park bis zur Landstraße hinunterführte. Sekundenlang war sie wie gelähmt, wie in einem Bann befangen; sie athmete kaum. Dann strich sie sich plötzlich mit der schlanken, weißen Hand über Stirn und Augen hin, wie eine Nachtwandlerin, die sich aus dem Schlaf zur Wirklichkeit zurückrufen will. Was war das gewesen? Hatte sie das Alles nur geträumt? Er hatte das Kind angeblickt und immer wieder das Kind und für sie kein Auge gehabt. Und aus den Blicken dieses Kindes war es ihm entgegengesprüht, hatte es ihm

entgegengelächelt, wie ein süßes Geheimniß, wie eine beseligende Gewißheit. Was war das? Sah sie nur mit den Blicken der herrischen Eifersucht, die ihr von jeher eigen gewesen war? Reizte es sie nur, daß nicht die gleiche, verzehrende Gluth durch seine Adern tobte, wie durch die ihren, nun, da die stürmischen Wallungen ihrer Leidenschaft keinem Zwang mehr unterlagen? Oder sollte er wirklich das Kind — Unmöglich! Unmöglich! Seit einem Jahrzehnt war sie sein, mit jedem Blutstropfen in ihr, mit jedem Herzschlag, mit jedem Gedanken, mit jedem Traum — Er hatte das Feuer in ihr nur noch heißer schüren wollen durch seine erheuchelte Kälte. Aber er mochte sich hüten; die Lavagluth dieser wahnsinnigen Leidenschaft konnte ihn auch vernichten — —

Gräfin Vittoria fuhr zusammen. Die Sonne ging hinter den Vorbergen des Aetna zur Ruhe und ein kühler Hauch durchschauerte plötzlich die Cypressenwipfel. Ein Frösteln kam sie an. Die hohe Gestalt des Mannes, dem sie nachgeblickt hatte, war verschwunden; nur der eilige Hufschlag seines Rosses, das er draußen hatte warten lassen und das ihn nun entführte, klang von der Landstraße noch zu ihr hinüber. So wandte sie sich und schritt langsam dem Schlosse zu.

In dem dunklen Gewande, das sich eng um ihre herrlichen Glieder schmiegte, hob sich die junonische Gestalt, wie sie so hoheitsvollen Ganges zwischen den Boskets, den Arbutushecken und den Baumgruppen

dahinwanderte, groß und königlich von dem tiefblauen Abendhimmel ab, dessen westlichen Horizont ein sattes, warmes Goldroth überhauchte. Sie brach keine von den Blumen, deren Kelche ihr aus allen Beeten entgegenglühten und deren Düfte durch den milden Frühsommerabend schwammen, keine Blüthe von den purpurüberstreuten Oleanderbäumen, die sich zu dichtem Laubgeflecht ineinanderwölbten. Auch, als sie die hohe Terrasse vor dem alterthümlichen Kastell erreicht hatte, das seit fünfzehn Jahren ein Burgverließ, ein Gefängniß für sie gewesen war, schaute sie nicht um sich, nicht zur Rechten auf den schneeig umkränzten Gipfel des Aetna, der märchenhaft über die Kronen der alten Pinien hereingrüßte, nicht zur Linken auf das Meer, das sich tief unten in seiner schimmernden Bläue wollüstig dehnte.

Ihr Auge ging erst suchend um, als sie durch das hohe, der Spätrenaissance entstammende Portal in das Innere des Schlosses getreten war und eine Flucht von Gemächern durcheilte, deren Flügelthüren in's Freie geöffnet waren und die alle von den gleichen, betäubenden Wohlgerüchen durchströmt wurden. Alle diese Zimmer mit ihren kostbaren, vergoldeten Damastmöbeln, ihren Gobelins und den Oelgemälden in den Goldrahmen an den Wänden waren leer. Als Gräfin Vittoria bis an die Thür des letzten Salons gekommen war, trat sie leiser auf, als bisher, und aufhorchend blieb sie während der Dauer

einer Minute stehen, die beiden Hände übereinander auf den Drücker gelegt. Aber nichts rührte sich drinnen; es war so geisterhaft still dort, wie überall sonst.

Und dann öffnete sie. Es war das Boudoir des „Kindes," das sie betrat. Und dort, auf einer Causeuse an der offenen Thür, lehnte sie, von der Purpurgluth des sinkenden Tages überhaucht, die Hände im Schooß gefaltet, ein träumerisches Glückslächeln um die Lippen. Sie hörte es nicht, daß Gräfin Vittoria gekommen war; ihre Augen gingen in die dämmernde, grüne Wildniß des Parkes hinaus, vielleicht auch darüber fort bis zu den leuchtenden Schneeflächen des Feuerberges, der drohend in dies blühende Eden herabragte und dessen sich emporkräuselnde Dampfwolke die reine Bläue des Aethers trübte.

Gräfin Vittoria betrachtete sie lange. Und je länger sie's that, mit desto strengerem Blick, desto herberem Zucken um die Mundwinkel. Das „Kind" war nun fünfzehn Jahre alt und auf dem rasch reifenden, vulkanischen Boden ihrer Heimath war sie kein Kind mehr. Unter dem Trauerkleide, das auch sie trug, war die zarte Wellenlinie ihres knospenden Busens erkennbar, der, wie in unbestimmter Sehnsucht, sich hob und senkte. Sie war der Mutter Ebenbild, aber ein verjüngtes, ein werdendes, eine keusche, sich eben erst erschließende Blüthe, eine Schönheit voll weicher, verschwimmender Formen; der ganze Zauber erster, unangetasteter Jungfräulichkeit lag über ihr, wie eine Aureole.

Die Mutter gewahrte, verstand das Alles in diesem Augenblick des Betrachtens. Sie selbst zählte kaum vierunddreißig Jahre und kein leisester Anhauch trübte noch die sieghafte, göttliche Schönheit, über die sie gebot. Aber so schnell die Sonne Siziliens reift, so bald läßt ihr Strahl auch wieder welken; und Gräfin Vittoria war dem ungeliebten Manne auf sein Schloß gefolgt, als auch sie noch — ein „Kind“ gewesen war.

Wie ein Krampf durchrüttelte es sie bei dem Gedanken. „Bianca!“ rief sie plötzlich, und er klang wie ein markdurchgellender Angstschrei von ihren Lippen, dieser Name ihres Kindes.

Das Mädchen fuhr zitternd zusammen. Mit angstvoll-flehendem Ausdruck in den Zügen ihrer Mutter forschend, fragte sie stockend: „Was willst Du? Wie Du mich erschreckt hast! Wo warst Du bis jetzt, Mutter?“

„Wo warst Du, Bianca?“

„Du saheſt es, Mutter. Hier, wie immer —“

„Mit Deinen Gedanken, meine ich, Bianca —“

Sie schüttelte sich mit einer raschen, graziösen Bewegung die Haare aus der Stirn. Aber nun sah man erst deutlich, wie sich diese mit einer flammenden Röthe übergoß, gleich dem Schnee des Aetna, den die sinkende Sonne überstrahlte. In reizvoller Verwirrung senkten sich die langbehaarten Wimpern. „Ich weiß nicht, Mutter,“ flüsterten die schwellenden Lippen.

„Du lügst, Bianca!“

„Mutter!“ Sie zitterte am ganzen Leibe, einer Antilope ähnlich, auf die der Blick eines Raubthieres gefallen.

Dann trat Schweigen ein. Nur das Raunen der Baumkronen draußen, die sich im Winde wiegten, war hörbar. Wogen von Duft strömten herein. „Bianca,“ fing Gräfin Vittoria plötzlich wieder an, und sie war dicht vor das Kind hingetreten, das wie hilflos sich mit beiden Armen auf die Lehne der Cau=seuse stützte und die bunten Mosaiksteinchen des Fuß=bodens zu zählen schien, „Du kanntest den Marchese Guerrieri schon, bevor er heute hierher kam? Die Wahrheit, Bianca!“

„Ja, Mutter, — ich kannte ihn —“

Ein halbunterdrücktes Stöhnen kam aus Gräfin Vittoria's Brust herauf. Sie rang nach Athem. Bianca warf einen halb scheuen, halb liebevoll besorg=ten Blick auf sie. „Mutter, was ist Dir, Mutter? Zürnst Du mir, daß ich Dir's nicht eher erzählte? Ich wußte ja nicht, daß Dir daran lag, es zu erfahren. Der Marchese war in den letzten Jahren manchmal im Hause des Oheims in Rom, wenn ich im Kloster die Erlaubniß erhielt, diesen zu besuchen. Wir plau=derten dann oft zusammen. Er erzählte mir immer vom Vater und von Dir und von unserm Schlosse bei Catania, in das man mich heimholen werde, wenn meine Erziehung im Hause der frommen Schwestern beendet sei. Jedesmal, da er mich sah, fand er, daß

ich Dir ähnlicher geworden sei, und darüber freute ich mich. Ich kannte Dich ja kaum, war schon als Kind in's Kloster gekommen, und Ihr besuchtet mich niemals. Der Marchese war auch nur in Rom, während das Parlament tagte; nur im letzten Jahre hatte er dauernd seinen Wohnsitz dort genommen, und dann sahen wir uns öfter."

Gräfin Vittoria's Augen hingen an den Lippen der Sprecherin, als ob sie Tod und Leben von ihnen ablesen wollte. „Und er sagte mir nichts davon," murmelte sie, „nie ein Wort von Dir und daß er Dich gesehen. Warum nicht, Bianca?"

„Ich weiß nicht, Mutter —"

„Wenn er nur das Kind in Dir gesehen hätte, — er würde es gethan haben. Aber er sah mein Kind in Dir, und er wußte, je eher Du zur Jungfrau heranblühtest, desto eher müsse ich zur Greisin welken. Du stiegst in seinen Augen empor und im gleichen Verhältniß sank ich vor ihnen. Er liebte mich in Dir, mein jüngeres Ebenbild und mein werdendes, zweites Ich, — dazu ein erreichbares, eins, das seiner Sehnsucht, seiner Hoffnung sich nicht entwand bis in's Ungewisse hinaus. Darum schwieg er, — darum log er mir; denn sein Schweigen war Lüge. Die Jugend, die unberührte Jugend, — darin liegt Dein Vortheil, darin überwindest Du mich! Und er sollte der Narr sein, seine Feinschmeckergelüste zu dämpfen? Warum? Weil er's schwur, weil ich durch zehn Jahre namen-

loser Qual auf ihn harrte, — auf die Stunde der Freiheit und auf ihn? Pah! Er ist ein Mann, ein Mann, wie die Anderen!“

Sie stieß das Alles halb voller Hohn, halb in wild hervorbrechendem Ungestüm zwischen den Zähnen heraus. Manchmal klangen ihre Worte nur wie ein Zischen, und aus ihren nachtschwarzen Augen sprühten die Blitze des Zornes und des Hasses, die ihren vollen Busen wogen ließen.

Bianca's Blicke hingen mit ängstlicher Scheu an ihr; die großen, verwunderten Kinderaugen bestätigten die Wahrheit ihrer Worte, als sie mit leiser Stimme sagte: „Ich verstehe Dich nicht, Mutter —“

„Aber ich, ich verstehe Alles, — Alles. Und nun wehe ihm, — wehe Dir! Es war also kein Traum, sondern Wahrheit, nackte, fürchterliche Wahrheit, und mein Auge war scharf und sah Alles, wie es ist. Und Du glaubst, ich würde ihn Dir lassen, Du Thörin? Nachdem ich zehn Jahre lang getragen habe, was über Menschenmaß schier hinausgeht? Nachdem ich durch zehn Jahre auf diese Stunde, die mich von dem aufgezwungenen, ungeliebten Gatten befreien, die mich in seine Arme führen sollte, geharrt habe, wie die Verlorenen auf den Messias? Ihn Dir lassen, die Du von meinen Qualen nichts weißt, die Du keine jener Nächte durchrangst, in denen ich allen Jammer der leidenden Menschheit durchlebte? Dir? Die Du noch nicht einmal ahnst, was Schmerz ist und wieviel da=

von einem Menschenherzen aufgebürdet werden kann? Die Du lachend in's Leben hineingaukelst, dem Schmetterling gleich, den tausend Blüthenkelche locken? Dir ihn? Und womit hast Du ihn Dir verdient, durch welche Kämpfe ihn Dir errungen? Tritt heraus mit Deinen Ansprüchen und streite mit mir um ihn! Ich weise zurück auf die Wunden, die mir zehn Jahre geschlagen, und was hast Du, um sie wettzumachen? Weshalb sollt' ich Dir weichen? Weil Du mein Kind bist? Eben darum mußt Du vor mir zurücktreten! Weil Du schöner und jünger bist, als ich? Aber ich liebe ihn seit zehn Jahren, und — was mehr ist — ich widerstand seiner Leidenschaft und blieb dem treu, den ich nicht liebte, den ich verachtete, und ich harrte meiner Erlösungsstunde. Nie anders, als in Gedanken, in den Träumen der Nacht hab' ich diese verhaßte Ehe gebrochen, deren Eisenfesseln mir in's Fleisch schnitten, und wer hat Macht über seine Gedanken, über seine Träume? Vor Gott blieb ich ihm treu mit dieser verzehrenden Leidenschaft für einen Andren im Herzen, der mich täglich auf seinen Knieen beschwor, sein Weib zu werden und mit ihm zu entfliehen. Meine ganze Seele jauchzte ihm zu und jeder Blutstropfen in mir war sein, aber ich wollte mir mit keiner Sünde das Glück erkaufen, nach dem ich lechzte und dem ich doch widerstand. Ich wußte, mein Tag würde kommen. Und nun, da er kam, — Wahnsinnige, weißt Du denn auch, was Du thust? Du streckst Deine Kinderhände

nach dem aus, den ich mir mit Blut und Thränen erkauft habe, der mein geworden ist durch die Martern meiner Tage und Nächte? Wag' es! Wag' es!"

Sie schüttelte ihre geballten Fäuste in die Luft, die Stimme versagte ihr, und wie vom Schwindel gepackt, warf sie sich auf die Causeuse nieder, das zuckende Antlitz in ihren Händen zu vergraben. Bianca kniete aufschluchzend neben ihr auf dem Teppich und streckte die gefalteten Hände flehend und beschwörend zu ihr empor. „Mutter, Mutter," rief sie, „wessen klagst Du mich an? Ich verstehe Deine Worte nicht, ich weiß nur, daß Du mir zürnst, und ich möchte doch, daß Du mich liebtest, Mutter! Ich habe so lange Deine Liebe entbehrt —"

Gräfin Vittoria richtete sich langsam empor und ergriff mit ihren beiden Händen die Arme des Kindes, die sie an den Handgelenken fest umspannte, während ihre großen, schwarzen Augsterne sich in die ihren bohrten, als wollten sie durch sie hindurch in der Tiefe ihrer Seele lesen. „Bianca," sagte sie dann nach einer Weile ruhig und eher mild, als streng, „liebst Du ihn, Bianca?"

„Wen, Mutter?"

„Du fragst? Den Marchese Gaëtano Guerrieri, der uns vorher verließ —"

Ueber Stirn und Schläfen des Mädchens flammte ein heißes Roth auf, aber sie senkte ihre Augen nicht vor denen der Mutter. „Ich weiß nicht, Mutter —"

Es klang unerkünstelt und aufrichtig. Auch Gräfin Vittoria fühlte das. Ihr Busen hob sich unter ruhigeren Athemzügen. Aber sie ließ die Arme des Mädchens nicht los und schaute ihr immer noch kalt und ernst in die Augen. „Bianca“, fuhr sie nach einer Weile fort, „Dein Vater war sehr fromm und hatte Dich für's Kloster bestimmt. Damals freilich lebte Dein Bruder noch, auf den das Erbe seiner Väter übergehen sollte. Aber auch, als er uns entrissen wurde, nahm Dein Vater sein Gelübde nicht zurück, an das er sich gebunden glaubte. Du wurdest bei den frommen Schwestern in Rom erzogen, denen Dein Oheim, der Bischof, Dich und Deine Erziehung im Sinne unserer Kirche an's Herz legte. Nach des Vaters Willen solltest Du nicht zurückkehren, sondern aus dem Erziehungsinstitut als Novize in's Kloster übergehen und Dich nach dem Prüfungsjahr der Ordensregel fügen. Dein Vater starb vor diesem Zeitpunkt, und ich rief Dich zurück. Nicht für immer, Bianca; — Du bist einem himmlischen Bräutigam anverlobt worden und ich darf Dich ihm nicht entreißen. Denke daran, daß Du nur zum Besuche auf dem Schlosse Deiner Väter weilst und daß Dein eigentliches, Dein wahres Heim das Kloster ist. Willst Du in's Kloster zurück, Bianca?“

„Wenn Du es so bestimmst, Mutter, — ja —“

In Gräfin Vittoria's Augen blitzte es auf. Sie beugte sich plötzlich vor, schlang ihre beiden Arme mit

stürmischer Leidenschaft um den Nacken des Kindes und küßte ihm Stirn, Augen und Lippen so wild, so heiß, mit so feurigem Zittern aller Muskeln an ihr, daß es Bianca durchschauerte.

Immer süßer und betäubender wallten die Düfte von draußen herein; wollüstig in den Baumkronen des Parkes wühlte der heiße Südwind. Es war ganz dunkel geworden. Nur hin und wieder blitzte ein helles Sternbild am Firmament auf, und aus dem Krater des Aetna hob sich in Pausen lohender Feuerschein, der geisterhaft kam und schwand.

Bianca hatte sich aus den Armen ihrer Mutter losgemacht. Es lag eine Schwüle auf ihr, die sie früher nicht gekannt hatte und gern von sich abgeschüttelt hätte. Gräfin Vittoria dehnte auf den schwellenden Polstern ihre herrlichen, üppigen Glieder. Es kam eine Art von Behagen über sie, ein genußfreudiges Lächeln umspielte ihre Lippen.

Bianca sah's, als die Lohe vom Feuerberg wieder einmal das Nachtdunkel durchblitzte und das Antlitz des schönen Weibes sekundenlang überhellte; es war ihr plötzlich, als seien es die Mienen einer lauernden Tigerin, die sich auf sie richteten, als hätte sie von dem Weibe, das so zu blicken und so zu lächeln wußte, Alles erwarten können, — auch das Furchtbarste, dem man keinen Namen zu leihen vermag. Es war wohl gut, wenn sie sich vor ihr hinter die Klostermauern flüchtete. Und es war ihre Mutter! Sie sagte ja, daß sie es sei, —

sie flüsterte: „Darf ich mich jetzt zurückziehen, Mutter? Ich bin so müde“ —

„Müde? Und ich möchte noch in dieser Nacht bis zur Casa inglese auf dem Aetna emporklimmen! Müde! Ist das auch eine Nacht zum Schlafen? Aber ich vergaß, Du bist ein Kind! Geh' nur, — geh! Was weißt Du davon, wie es dem Vulkan zu Sinne ist, ehe sich die zischende Lavagluth aus seinem Innern loslöst, um verderbenbringend thalab zu rasen? Du bist nicht auf diesem Boden aufgewachsen, nicht unter dieser Sonne herangereift! In unseren Adern kocht das Blut, wie der Saft in der Traube auf unseren Berghängen. Aber was weißt Du davon? Geh nur! Ich habe mich vergebens gesorgt und ereifert, vergebens Dir zugeschrien, was Du nicht begreifst und nicht hättest hören sollen! Pah! Es wird Deinen Schlaf nicht vergiften, Kind. Schlummere gut, — träume süß!“

„Gute Nacht, Mutter“.

Sie küßte die Gräfin Vittoria flüchtig auf die Stirn und war schon entschwebt, als diese die Arme langsam nach ihr ausstreckte, um sie an ihre Brust zu ziehen. Und Gräfin Vittoria lächelte wieder. „Ein Kind, — ein Kind,“ murmelte sie, „sie weiß noch nicht, wie wonnig uns in der Umarmung eines Weibes der Gedanke an die süßere durchschauert, die wie ein Fieber unsere Adern durchrast! Und ich habe sie gefürchtet!“ —

Gräfin Vittoria lag noch lange wach, als sie sich hatte entkleiden lassen, um die schwellenden Kissen ihres Lagers aufzusuchen. Sie hatte die Arme, die sich in plastischer Rundung aus den weiten Aermeln ihres schimmernden Nachtgewandes hervorhoben, unter den Kopf gelegt, von dem sich die gelösten, schwarzen Flechten niederringelten, wie Schlangen. Matt flackerte in rosigem Schein das Nachtlicht, und durch die Streifen der geschlossenen Persianen vor dem Fenster fiel hin und wieder die aufflammende Lohe vom Gipfel des Feuerberges. Träumerisch flüsterten die Fontainen draußen im Parke, und die Nachtigallen schlugen in den Rosenhecken. Gräfin Vittoria's Antlitz überleuchtete es, wie der Reflex des innerlichen Triumphes, unter dem ihr Herz lauter klopfte und ihr Blut stürmischer pulste. Wie verlangend hob und senkte sich unter der leichten Seidendecke ihr Busen. Das Vollgefühl ihrer Freiheit, ihrer Erlösung kam rauschgleich über sie. So hatte sie doch nicht vergebens all' die langen Jahre hindurch, in denen sie ein Recht gehabt auf alle Wonnen ihrer Jugend und Schönheit, die wilde Begierde niedergezwungen, um der Stunde zu harren, wo sie frei vor aller Welt Dem angehören durfte, um dessentwillen sie jedes Verbrechens fähig gewesen wäre, wenn er es von ihr gefordert hätte! Wie sie nun das Alles in gierigen, nimmersatten Zügen nachkosten wollte, was sie in einem Jahrzehnt entbehrt, worauf sie in der Hoff-

nung dieser Stunde verzichtet hatte, so qualvoll auch der Kampf ihres Herzens gewesen war; — wollte? Auch nachkosten mußte! Wie wenige Jahre blieben ihr noch bis zu jener Grenze des Sommers, über die hinaus der Tumult des Blutes nicht reicht? Ihre verlechzenden Lippen mußten in fiebrischer Gluth von dem süßen Trank schlürfen, nach dem sie gedürstet hatte, wie der Wüstenwanderer auf ermattender Pilgerfahrt, — und an dem gleichen Trank wollte sie sich den Tod trinken, wenn sie den Feuerkelch der Daseinswonne erst geleert hatte bis auf die Hefe!

Es war kein ruhiger Schlaf, in den Gräfin Vittoria verfiel. Aus wirren Träumen fuhr sie immer wieder mit einer Empfindung qualvoll-unbestimmter Furcht empor, die ihr die Brust zusammenschnürte. Das Schlagen der Nachtigallen war verstummt, und draußen durch die Nachtstille riefen nur die Unken im Parkteich. Es klang, als verkündeten sie ein nahendes Unheil.

Erst gegen Morgen entschlummerte Gräfin Vittoria, und die Sonne stand schon hoch, als der Silberton ihrer Klingel die Kammerzofe in ihr Schlafzimmer rief. Sie ließ sich ihren Morgenthee am Bett serviren und fragte nach ihrer Tochter. Die Signorina war schon lange auf, und man hatte sie durch den Park schweifen sehen.

Ueber Gräfin Vittoria kam eine sonderbare Unruhe. „Man hat vor ein paar Stunden diesen Brief

für die Signora Conteſſa abgegeben", berichtete das Mädchen, als ſie nach einer Weile mit dem ſilbernen Theebrett zurückkam.

Gräfin Vittoria's Blicke flogen haſtig über die Schriftzüge, die das zuſammengefaltete und verſiegelte Papier trug. Es war eine kräftige, vornehme Handſchrift, und das Siegel zeigte den geharniſchten Krieger. Sie kannte die eine wie das andere; ein Zucken ging durch ihr Antlitz hin. Dann leuchtete es irrlichtartig in den dunklen Sammetaugen auf, ihre Finger riſſen das Briefblatt auseinander, und mit wogender Bruſt las ſie:

„Schöne Frau!

Ich bin heute von Ihnen gegangen, ohne Ihnen das zu ſagen, um was ich gekommen war. Ihren Augen gegenüber werde ich zum Feigling. Aber ich kann die Nacht nicht vorübergehen laſſen, ohne mein übervolles Herz zu entbürden. Ich gehe ohne alle Umſchweife gerade auf mein Ziel los. Ich will Ihnen das holde Kleinod, das Sie in Ihrem düſtren Schloſſe bergen wollten, wieder entführen, Gräfin. Es iſt das Loos der Mütter, ſchöne Töchter zu verlieren, wenn ſie ſich ihrer freuen wollen; auch Sie müſſen ſich wohl oder übel ihm fügen. Ich liebe Bianca; ich liebte Sie in ihr, als ſie ein Kind war und mir die Hoffnung auf Ihren Beſitz grauſam geweigert wurde, in ihr ſah ich die Schönheit neu heranblühen, für die ich geglüht, die mein Blut in heiße Wallung

gebracht hatte, und diese Schönheit war mein und es war keine Sünde, sie zu begehren. So wuchs sie unter meinen Augen, — für mich heran. Ich lernte sie um ihrer selbst willen lieben, nicht mehr als das Ebenbild derer, die für meine wilden Begierden unerreichbar blieb; langsam losch das Bild der schönen Mutter in meiner Seele aus und Bianca's Bild stieg darin empor. Ich muß Ihnen das Alles sagen, und Sie werden mit mir sprechen: es konnte nicht anders sein und kam so, wie es kommen mußte. Bianca ist mein! Ich frage sie nicht, ob sie es werden will, ich fordere sie nicht von Ihnen, denn sie ist mein!

Lassen Sie mich nicht Sie und mich an vergangene Tage gemahnen, lassen Sie uns vielmehr vergessen, — wir müssen es. Ich will mich daran gewöhnen, Sie Mutter zu heißen. Wenn der Ablauf der Trauerzeit es gestattet, hole ich Bianca als mein Weib heim. Ich kann nicht eher wieder vor Ihre Augen treten, als bis Sie Alles erfahren haben. Und nun bestimmen Sie, ob, wann und wie oft ich wiederkommen darf. Selbst die Verbannung ertrage ich, wenn Sie dieselbe über mich verhängen; denn der Stern meines Glückes steht hell über mir am Firmament und kann nicht mehr erlöschen! Ich grüße Dich, Mutter meiner Bianca!

Gaëtano Guerrieri."

Eine furchtbare, eisige Ruhe lag auf Gräfin Vittoria's Antlitz, als sie den Brief beendet hatte.

Nur, während sie die ersten Zeilen las, hatte sich ein dumpfer, röchelnder Laut von ihren konvulsivisch bebenden Lippen losgerungen, wie ihn wohl ein Edelhirsch ausstößt, wenn er mitten in der Vollempfindung seiner Kraft und seiner Freiheit durch einen jähen Schuß aus dem Hinterhalte in den Sitz des Lebens getroffen wird. Dann nahmen ihre Züge allmälich eine eherne Starrheit an, und man hätte wähnen können, daß alles Leben daraus entwichen sei, hätte nicht ein unstätes, unheimliches Feuer in ihren dunklen Augensternen geflackert. Wie aus einem Abgrund schien es herauszuschlagen und deutete auf die verborgene Glut, die sich in der Tiefe häufte. Der Vulkan ruhte, aber während der Ruhe sammelte er seine verderbenschleudernde Lohe.

„Dein Stern kann nicht erlöschen?“ zwängte sich's zwischen den bläulich schimmernden Zähnen hervor, „bist Du dessen so sicher? Meinst Du, mit dieser tändelnden Galanterie mir den schaurigen Absturz zu verbergen, an dessen Rand Du mich stoßen willst? Du hast mich geliebt und kennst mich doch nicht? Rasender! Eher Dich und sie dem Untergang geopfert, als lächelnd dastehen und das überleben! Ihr habt's gewagt; — aber Ihr wißt nicht, was Ihr thut; euer guter Stern hätte Euch warnen sollen!“

Ein gellendes Lachen scholl durch's Gemach und hallte von dessen Wänden zurück. Dann drückte Gräfin Vittoria auf die Klingel und befahl der ein-

tretenden Zofe, sie anzukleiden. Die Conteſſina habe fragen laſſen, ob ſie kommen dürfe, berichtete dieſe.

Gräfin Vittoria's Lippen verzerrten ſich zu einem häßlichen Lächeln. „So ſehnſüchtig, das Töchterchen?“ murmelte ſie. Als ſie in das ſpitzenbeſetzte, lichtblaue Morgengewand gefahren war, das ſich in weichen, duftigen Wellen um ihre herrlichen Glieder ſchmiegte, hieß ſie Bianca hereinführen.

Sie ſaß hingegoſſen in einem rothen Plüſch-fauteuil, die Arme über dem Buſen verſchränkt, die dunklen Locken über die runden Schultern nieder-hängend, als das „Kind“ eintrat. Bianca war ſchon völlig angekleidet und ſah in ihrem Trauergewand jetzt in der voll hereinſtrömenden Sonnenbeleuchtung und gegenüber der üppigen, licht umhüllten Geſtalt ihrer Mutter auffallend ſchlicht aus. Gräfin Vittoria's Lippen kräuſelten ſich verächtlich. „Um dieſes Kindes willen verſtößt er meine in zehnjährigen Qualen ge-feite Liebe!“ mußte ſie denken.

Bianca kam zaghaft näher, bot der Mutter einen ſchüchternen Morgengruß und küßte ſie auf die Stirn. Gräfin Vittoria litt es ſchweigend, ohne ſich zu regen. „Weshalb kamſt Du?“ fragte ſie kühl.

„Ich muß Dir etwas ſagen, Mutter“ — Bianca's Augen gingen ängſtlich forſchend durch's Gemach und eine helle Röthe brach an ihren Schläfen hervor. Das grelle Sonnenlicht im Gemache ſchien ſie zu ſtören.

„Ich höre.“

Einer plötzlichen Eingebung folgend, warf sich Bianca vor der Mutter auf die Kniee und schlang ihre Arme ihr um den Leib. Gräfin Vittoria's Augen blickten düster. „Dir ist im Kloster das Knien zur Gewohnheit geworden, scheint es," sagte sie kalt, „laß die Komödie!"

„Ich habe Dich gestern belogen, Mutter, — verzeih' mir. Aber als ich's that, wußte ich's nicht. Erst nachher, erst während der Nacht hab' ich es erfahren —"

„Wovon redest Du?"

„Du fragtest mich, ob ich ihn liebe, Mutter, und ich erwiderte Dir, ich wisse es nicht. Ich wußte es auch nicht, Mutter, ich hatte niemals darüber gesonnen. Aber während der Nacht, da ich keinen Schlaf finden konnte, kam mir's, daß ich nicht die Wahrheit gesprochen. Ich habe ihn lieb, — so lieb, wie nichts mehr auf der Erde, Mutter. Er ist die Sonne meines dunklen, klösterlichen Lebens gewesen und als Kind hab' ich ihn verehrt, wie einen Heiligen. Jetzt aber lieb' ich ihn, lieb' ihn mit der ganzen Kraft meines Herzens, mit der Gluth meiner Seele. Heut' Nacht hab' ich es gewußt, und als ich zu früher Stunde in den thauglänzenden Morgen hinaustrat, schwand die Ueberzeugung in mir nicht, sondern ward nur sieghafter, und ich hätte jubeln und weinen mögen zu gleicher Zeit, so selig und so traurig war ich, daß ich's nun wußte —"

Das Alles kam in so rührender Schlichtheit, halb jauchzend und halb zaghaft hervor, zugleich in so flehentlichem Ton und von so verzeihungheischenden Geberden begleitet, daß Gräfin Vittoria sich wider Willen erschüttert fühlte. Aber die Regung ging vorüber so schnell, wie sie gekommen war, und zur Seite blickend erwiderte sie kalt: „Ich wußte, daß Du logst. Steh' auf!"

„Mutter!"

„Was willst Du noch? Steh' auf!"

„Du darfst mir deshalb nicht zürnen, Mutter, daß ich Dir's gestanden habe. Ich will ja trotzdem doch in's Kloster gehen, wenn Du's befiehlst. Nur die Unwahrheit durft' ich nicht für mich behalten, aber Dein Wille soll geschehn!"

„Heuchlerin!"

Jetzt stand Bianca langsam vom Boden auf. „Mutter," sagte sie ernst und traurig, „womit hab' ich das verdient? Du kennst mich noch nicht, Mutter. Befiehl', und noch heute kehr' ich nach Rom zurück —"

Gräfin Vittoria warf den Kopf in den Nacken zurück. „Es giebt auch wohl noch andere Mittel," murmelte sie. Dann stand sie auf, ordnete ihr üppiges Haargeflecht vor dem hohen Trümeau und wandte sich plötzlich gegen Bianca um. „Es ist gut," sagte sie gleichmüthig, „Du hast mir nichts mitgetheilt, was mich überraschen könnte, aber ich danke Dir, daß Du offen warst. Ein andermal sprechen wir mehr darüber,

auch ob Du in's Kloster zurückkehrst oder nicht. Die nächsten Tage laß uns ungestört unserm Wiedersehen leben! Geh'!"

Bianca griff nach der schlaff herabhängenden, ringüberblitzten Rechten ihrer Mutter und wollte sie an ihre Lippen ziehen. Aber Gräfin Vittoria litt es nicht. „Willst Du mich zum Bade begleiten?" fragte sie in verändertem Tone, ohne Bianca einen Blick zu gönnen.

„Wenn Du befiehlst —"

„Ich befehle nicht, ich frage. Kannst Du schwimmen?"

„Nein. Wo hätt' ich es lernen sollen?"

„Unser Weiher hat Untiefen, aber es ist nicht schwer, sie zu vermeiden, wenn ich sie Dir weise. Fürchtest Du Dich?"

„Bei Dir?" Sie lächelte. „Nein. Warum sollt' ich mich fürchten? Wir sind ja überall in Gottes Hand."

„Weißt Du das so gewiß? — Dann komm'!"

„Ich will Camilla rufen, daß sie Dir beim Auskleiden behilflich ist —"

„Laß! Wir können jede der Anderen Kammerzofe sein. Unser Badelinnen finden wir in der Zelle. Komm'!"

Sie verließen miteinander das Gemach und schritten auf den geharkten Kieswegen durch den sonnenstillen Park. Kaum ein Lüftchen regte sich; schwüler Blüthenduft lagerte überall. Sie sprachen Beide nichts;

es war, als ob es ihnen den Athem versetzte. Nur zum Krater des Aetna, der die Baumkronen überragte, blickten sie empor, aber auch er ruhte, keine Dampfsäule stieg wirbelnd daraus auf, nur der Schnee funkelte blendend herüber. Erst als sie in einen dunklen Laubgang eintraten, in dem es sie schattenkühl umwehte, athmete Gräfin Vittoria auf. „Es liegt bleischwer in der Luft," sagte sie, „und die Unken riefen zur Nacht. Es wird heute ein Unglück geben."

Bianca lächelte sorglos. „Wird der Monte Gibello uns einen Aschenregen niedersenden?" fragte sie scherzenden Tons.

Gräfin Vittoria antwortete nicht, und sie schritten weiter. Ihre Schatten fielen wieder über die hellen Schlängelwege des Parkes, über denen die blüthenschweren Gesträuche dufthauchend niederhingen. Kein Vogellaut war hörbar; kaum daß die Pinienwipfel leise murmelnd einen Nadelregen herabrieseln ließen. Nun blinkte zwischen den schützenden Heckenwänden der lichtblaue Spiegel des Parkteiches auf. Es war seltsam, wie es Gräfin Vittoria bei seinem Anblick durchfröstelte. Sie blieb während der Dauer einer Sekunde stehen und brach einen vollüberblühten Zweig ab, mit dem sie sich Kühlung zufächelte. „Wie schwül, wie schwül!" murmelte sie wieder, und doch war's ein eisiger Schauer, der sie überronnen hatte.

Das dichte, hohe Arbutusgesträuch schloß den Weiher, gleich einer Mauer, ein. Die Aeste mehrerer

Weiden und Trauereschen ragten darüber fort und hingen bis fast in die klare Fluth herab, auf der nur an östlichen Rande zwischen Schilf und Binsen weiße Seerosen märchenhaft schaukelten.

Rings herum war es ganz öde und still. Man wußte im Schlosse, daß um diese Stunde Gräfin Vittoria zu baden pflege, und Niemand hätte sich in die Nähe des Weihers gewagt, selbst wenn es dort für ihn zu thun gegeben. Ein zierlich gebautes, geräumiges Badehaus erhob sich auf mächtigen in den Seegrund gerammten Pfählen, zu dem vom Ufer aus eine breite Holzbrücke führte, während eine schmale Treppe bequem in's Wasser hinableitete.

Keine Welle kräuselte die unbewegte Silberfläche, keine Fischflosse schnellte darin empor und nur die Schatten der Baumzweige spiegelten geisterhaft daraus zurück. Kein Sonnenstrahl drang bis hier herüber.

„Wie traumhaft still es hier ist, und wie verlockend!“ sagte Bianca, die vom Fenster der Zelle über den Weiher hinausblickte, „man glaubt sich verzaubert.“

„Und wenn man aus solchem Zaubertraum nicht wieder erwachte,“ fiel Gräfin Vittoria ein, „es wäre vielleicht das Beste, nicht?“

Bianca schüttelte verwundert das Haupt. „Ich weiß nicht —“

„Es war auch nur so hingeredet! Komm', ich will Dich entkleiden.“

Bianca's Antlitz wurde von brennender Scham übergossen. „Nein, laß, — ich kann's allein, — noch nie hat Jemand, — auch vor Dir kann ich nicht, — laß mich Dir behilflich sein, Mutter."

„Närrin! hilf mir denn also!" Und Bianca half ihr die spitzenbesetzte Robe von den Schultern streifen und das gelöste, schwarze Haar in ein Netz zwängen. Dann sagte sie: „Wie Du schön bist, Mutter!"

Gräfin Vittorias Augen glühten. „Nicht wahr? Und all' diese Schönheit sollte ihm gehören! Ich darf noch geliebt werden!"

Sie stand da in ihrer leichten Verhüllung, und ihre eigenen Blicke glitten bewundernd an ihrem Marmorleibe nieder. „Und nun zeige Du Dich, wie Du bist, Kind! Komm'!"

Sie griff ihr beinahe hart an die Schulter. „Nein, nein, laß! Ich kann nicht. Geh' voran in's Wasser, — ich bitte Dich."

„Wie Du willst. Aber hüte Dich vor den Untiefen. Komm' immer nur mir nach!" Sie setzte den nackten, weißen Fuß auf die oberste Stufe der Treppe und sprang hinab. Schäumend sprühte das Wasser um sie her und sie tauchte sich wohlig darin unter, dehnte die üppigen Glieder darin und ruderte mit kräftigem Arm hinüber und herüber.

Dann schien sie plötzlich ein bestimmtes Verlangen zu packen. Hastig, leise stieg sie die schmale Treppe wieder empor, schlich geduckt bis an das Zellenfenster

und blickte hinein. Und nun sah sie, wie Bianca sich ihrer Gewänder entledigte, wie sie weiß und schimmernd aus den dunklen Hüllen herausstieg, wie die keusche Pracht ihrer Glieder sich in sieghafter Reinheit und göttlicher Schöne entfaltete. Und wie das „Kind“ nun so völlig hüllenlos, schamhaft zitternd, rührend und siegessicher zugleich, in ihrer hilflosen Nacktheit dastand, da rang sich ein Schrei von Gräfin Vittoria's Lippen los, wie von den Lippen eines Raubthieres, das sich dem schwächeren aber doch mit unüberwindbarer Waffe versehenen Feinde gegenübersieht, — ein furchtbarer, halb von Wuth erpreßter, halb verzweifelter Schrei — —

Drinnen das Kind fuhr zitternd zusammen. „Mutter, Mutter.“

Sie sprang heraus, das Linnen vor dem knospenden Busen zusammendrückend, gleich der Venus Canova's. Aber der hölzerne Umgang des Badehauses war leer. Wie verstört blickte sie um sich, über den Teich hinaus —

Dort drüben tauchte ein Kopf über den Wassern empor, ein lockenumringeltes, wehverzerrtes Antlitz. War das nur eine dämonische Zauberspiegelung? „Mutter! Mutter!“ schrie sie in wahnsinnigem Schmerz. Keine Antwort. „Der See hat Untiefen“, klang es ihr im Ohre nach. Aber gleichviel, — sie mußte ihr nach, — und wenn sie mit ihr zu Grunde ging —

Da, da war es wieder! Es rang sich empor, — aber nun versank es abermals —

Drüben vom Fahrweg klang Pferdegetrappel herüber. „Hilfe! Zu Hilfe!“ schrie Bianca in besinnungsloser Angst. Man mußte sie gehört haben, der Hufschlag des Rosses verstummte, — durch die Hecken brach es sich Bahn, knickende Baumzweige verkündeten das Nahen eines Retters, den die heilige Jungfrau zur rechten Stunde hergeführt.

Ein Mann stand im Rahmen des Heckenthors, staubbedeckt, athemlos, mit zerrissenem Gewand und blutend, — er, Gaëtano, der Marchese!

Und in der nämlichen Sekunde erst wurde sich Bianca bewußt, daß sie nackend war, daß er sie so nicht sehen durfte — „Dort! dort!“ Sie wies noch mit dem Finger auf die Stelle, wo das Haupt Gräfin Vittoria's über dem Wasser heraufgekommen war — „Rette sie!“

Nur wie ein Hauch kam es noch über ihre Lippen. Sie wollte in's Wasser herab, sich vor ihm für immer zu verbergen, die Scham dieser Minuten nicht zu überleben. Aber ihre Sinne verließen sie, sie sank ohnmächtig auf den Brettern nieder — — —

Als sie erwachte, kniete Gaëtano vor ihr und bedeckte ihre nackten Füße mit seinen Küssen. Ihr Leib aber war verhüllt, und sie ruhte auf den Polstern des Divans in der Zelle. Sie wollte aufspringen, doch er umschlang sie festen Arms. „Mein Weib,“ sagte er mit seiner ruhigen, volltönenden, bezwingen-

den Stimme, „schäme Dich nicht mehr vor mir, mein Weib!“

Da beugte sie mit seligem Lächeln ihr Haupt auf seine Schulter herab, ihre glühende Wange daran zu bergen.

„Und meine Mutter?“ fragte sie dann plötzlich emporschreckend.

Sein Antlitz wurde ernst. „Sie hat es nicht überleben wollen,“ sagte er und führte sie hinaus, wo die Schloßbediensteten eben den schönen, erkalteten Leib, den er den Wellen entrissen hatte, auf einer Bahre betteten. Eine weiße Seerose stak ihr im triefenden, dunklen Haar; — Bianca erschauerte. Aber Gaëtano küßte sie in's Leben zurück und trug sie in seinen Armen bis in das alte Schloß, über dessen Parkwipfel der Krater des Aetna unbewegt, ehern hereinschaute.

Auf dem heiligen Berge.

Durch die Porta Pia verließ ich Rom. Es war ein stillklarer Oktobertag, der auf langandauernden Sturm und Regen gefolgt war und dessen Sonnenschein man nun mit begierigen Athemzügen trank. Ich hatte den Vormittag wieder einmal in der Statuengalerie des Vatikans verbracht und das Herz

war mir voll . . . so voll . . . Ich blickte in den lichtblauen Himmel über mir auf und nickte ihm zu, wie einem alten, vertrauten, lange entbehrten Wohlthäter.

Der Klepper vor meinem Wagen trabte gemächlich auf dem Pflaster der schnurgerade sich hinziehenden Via Nomentana. Von links herüber grüßte die statuengeschmückte Villa Albani mit den dunklen Alleen immergrüner Eichen, mit ihren Taxushecken und ragenden Cypressen. Zu beiden Seiten der Straße hoben sich die Landhäuser des römischen Adels aus dem Grün ihrer Baumwipfel in die klare Spätherbstluft; im Park der Villa Torlonia rauschten die Pinien über den künstlichen Tempelruinen und die Fontainen plätscherten zu Füßen der Obelisken, die ein moderner Römer hier dem Andenken der Seinen gleich mächtig aufrichten zu dürfen gemeint, wie jene anderen, die Roms Kaiser einst aus dem Orient entführten, um sie in der Hauptstadt der Welt einem großen oder einem geliebten Todten zu weihen.

Und nun an Sant' Agnese vorüber, wo die Madonna den unfehlbaren Papst Pius IX. dereinst durch ein Wunder vor dem drohenden Verderben gerettet, rasselt der Wagen über den alten Ponte Nomentano, den thurmgeschmückten, unter dessen Steinquadern der Anio seine Wasser thalab wälzt. Uraltes Gemäuer von Gräbern ragt düster zu beiden Seiten auf. Dann steht der Klepper mit kurzem, freudigen Aufwiehern

vor einer dürftigen Osteria, der vorne auf seinem Bock thronende Rosselenker wendet seinen im Sonnenschein glänzenden Cylinder zur Hälfte nach mir zurück und sagt kurz, beinahe wegwerfenden Tones: „Monte sacro.“

Wir sind am Ziel. Ich darf aussteigen und zwischen dem dürren, aber hie und da von Blumen durchwirkten Gras den Abhang des Hügels langsam emporklimmen. Droben auf dem sanft gewellten Rücken der Anhöhe ist gut sein. Ich strecke mich auf den weichen Boden nieder und meine Blicke gehen in die Runde. Welch' eine Stille hier oben! Es ist, als wäre die Welt hinter mir versunken, die Riesenstadt, über welche die Jahrtausende wechselvoller Geschichte hingingen, ohne sie zu vernichten, ragte dort hinter mir nicht mehr mit ihren zahllosen Kuppeln und Thürmen in die durchsichtige, klare Luft auf. Ein unsagbarer Frieden waltet in der weiten Runde. Er hat etwas schwermüthig Ergreifendes; aber es ist doch nur wie eine heilige Wehmuth, wie ein weihevoller Schauer, der die träumende Seele durchzieht, nichts Beklemmendes, aus dessen Banden sie sich um jeden Preis lösen möchte, wenn sie unter seiner drückenden Schwere nicht ersticken soll, Nichts, vor dem man fliehen will und muß, wenn es uns nicht mit dunklem Fittig die Stirn umrauschen und die heiteren Tagesgedanken dahinter für lange Zeit ertödten soll. Eine fesselnde Schwermuth ist's, die uns magnetisch an dem Platze festhält, auf dem ihr Hauch uns leise anweht

und der wir nicht entrinnen möchten, auch wenn wir dürften.

Der Zauber, der an solchen stillsonnigen Spätherbsttagen über der römischen Campagna ruht, hat oft in Bildern und Poesien nach einem Ausdruck gerungen, aber die Stimmung, die er weckt und festhält, wiederzugeben, ist dem Pinsel versagt wie der Feder, und die Lippe selbst findet die Worte nicht, wenn sie, noch unter dem unmittelbaren Einfluß, das Geheimniß der Natur nachzustammeln versucht. Für sie giebt es kein Beiwort, das sie in ihrer Gesammtheit umfaßte; sie ist nicht melancholisch, denn am wolkenlosen Firmament darüber lacht goldäugig die Sonne, und sie ist nicht heiter, denn diese unendliche Monotonie der Ebene, die sich bis zu den scharf abschneidenden Linien des Horizonts hinzieht, ist nicht lachend, nicht lebensvoll und nicht bewegt. Es ist eine große Natur, aber auch andere sind groß, die mit ihr nicht die leiseste Gemeinschaft haben, in denen jeder Zug von ihr in das Gegentheil verkehrt ist. . . .

Im leisesten Anhauch des Windes flüstert das Gras auf dem Sandrücken des Hügels. Auf der endlosen Steppe sonst kein Ton, kein Leben. Nur in weiter Ferne heben sich die mächtig geschwungenen, grau-weiß schimmernden Hörner der Campagnastiere hie und da aus dem gleichförmigen, matten Grün des Untergrundes hervor, und der Blick unterscheidet das schwarze, flatternde Mähnenhaar des Pferdes, auf dem

der lanzenbewehrte Hirt mit den Beinschienen aus Büffelfell und den dunklen, melancholischen Augen im fiebergelben Antlitz langsam und schweigend seine Heerde umreitet. Nicht weit von ihm ragen die gewaltigen Trümmerreste des Julischen Aquädukts in langer, oft unterbrochener Reihe auf, oder der zerbröckelnde Backsteinkern eines antiken Grabmals hebt sich wunderlich-fremdartig vom Boden auf. Das ist die Campagna. Und über ihr steht die gleiche Sonne, in der das goldene Haus des Nero erglänzte, unter der im Cirkus des Maxentius die Wettfahrenden um den Preis rangen und im Amphitheater der Flavier die Gladiatoren, zum Sterben bereit, den Cäsar begrüßten.

Auch über dem Sabiner-Gebirge steht die gleiche Sonne. Es ruht ein violettfarbener Duft, wie mit leichtem Schleier, darüber gebreitet, und wie in märchenhafte Ferne entrückt, liegt es da. Den Farbenton der römischen Berge ruft wohl kein anderer je mehr vor's Auge; es ist, als dürfe er nur hier so sein und gehöre gerade in diese Landschaft und verleihe ihr ihren eigenthümlich-duftigen Zauberreiz. Auch diese schimmernden Berge, auf denen jede Spalte im zerklüfteten Gestein sich dem Blick öffnet, sind nicht schwermüthig, aber sie greifen auch nicht mit Jubel an die Seele. Es geht, wie ein leises, unerklärliches Sehnen nach ihnen hinaus, und ihre ahnungsvolle Beleuchtung weckt unverstandene Regungen des Innern. Dort oben bei Tibur rauschen noch immer die fallenden Wasser,

die dem Horatius Flaccus die Trochäen seiner Oden zuflüsterten, und um altes Gemäuer, darüber einst des Mäcenas Villa gestanden, klettert der Epheu mit breitem Geäst. Noch vom Sand überschüttet ruhen die Mosaik-Fußböden in der Villa des Hadrian, und zwischen dem Getrümmer der mächtig aufragenden Bauten, deren Bedeutung heute kein Sinn mehr erfaßt, weiden die Maulthiere.

Träumt sich's noch irgendwo in der Welt so, wie in der römischen Campagna? — In Träume einwiegen mag Dich die Welle des nordischen Meeres oder die sonnendurchschimmerte Woge am Strande der Sirenen; keiner von ihnen allen wird die große, versunkene Welt, mit der Du Dich eins fühlst, aus der Du mit allen geheimsten Fasern Deines Denkens und Seins hervorgegangen, Dir heraufzaubern, wie der Traum in der Campagna. Du magst nun Dein Haupt an eines der zerfallenen Grabdenkmäler lehnen, die längs der alten Via Appia vom „trutzigen Ehrenmal" der Cäcilia Metella bis zu den Höhen des Albaner-Gebirges sich hinziehen; Du magst die Steineichen des „heiligen Waldes" über Dir im Winde rauschen hören, unter denen einst Numa Pompilius mit der Nymphe Egeria geheime Zwiesprache gehalten; oder Du forschest auf dem Hügel, den der Anio bei seiner Einmündung in den Tiber umströmt, den Spuren des alten Antemnä nach oder wallfahrtest diesseits des Ponte Molle am gelben Strom entlang

zur Acqua Acetosa, wohin der größte Dichter des deutschen Volkes vor hundert Jahren so oft seine Schritte gelenkt; zu welchem Thor der Siebenhügelstadt hinaus Dich Dein planlos wandernder Fuß in die Campagna tragen mag, Du wirst überall von dem gleichen Schauer durchströmt werden und das gleiche Märchenbild wird sich vor Deinen Blicken heraufheben, wenn Du Dein Haupt in das dürre Gras der Campagna legst und die Lider schließest und träumst —

Auch auf dem heiligen Berge an der Via Nomentana; vielleicht dort am Ehesten. Oder war's nur, weil es noch stiller und träumerischer dort oben war, als sonst in der Campagna, weil der Wind so leise über die Halme hinstrich und die Herbstsonne so ruhig und groß über der lautlosen Welt stand? — Diesmal träumte ich mit offenen Augen, und alle die Marmorgestalten, an denen ich heute im Braccio nuovo des Vatikan-Museums vorübergewandert, sah ich lebendig geworden, und panzerumklirrt, auf hohem Streitroß inmitten der Legionen, zogen die Mächtigen des weltbeherrschenden Volkes durch die schweigende Campagna — —

Aber nicht lange war's, nur einer kurzen Vision vergleichbar; dann verhallte der dumpfe Schritt der Kolonnen, die wehenden Helmbüsche verzitterten in der blauen Luft, und von anderen Gestalten ward es um mich her lebendig. Nicht in der Ebene drunten, sondern auf dem sandigen Hügelrücken selbst, der mir zum Lager diente. Stimmen wurden laut, die sich unter-

einander zuriefen und zur Ordnung mahnten, und kräftige, wettergebräunte Gestalten rührten die Hände, um mit unzureichendem Material eine dürftige Lagerstätte für die Weiber und Kinder herzurichten, die sich zwischen den Schaaren der Männer tummelten. Es ging sonderbar schweigsam zu bei der Arbeit, nicht nach Art der Südländer mit frohem Scherz und Gesang. Die Hände, welche die Pfähle einrammten und die Zeltdecken bereiteten, sahen schwielig aus und mußten von schwerer, rastloser Werkeltagsarbeit gehärtet sein. Aber die sehnigen Arme und der kraftvolle Axthieb, den sie wie spielend austheilten, deuteten auch darauf, daß sie die Waffen zu führen verständen, wo es Noth thue. Dazu lag es mit düster-entschlossenem Ausdruck auf ihrer Aller Antlitz, als habe eine über ihnen stehende Macht zu einem letzten, verzweifelten Entschluß gedrängt, und bei ihm wollten sie beharren komme, was da wolle.

Selbst auf den Gesichtern der Frauen und Kinder lag es mit dem nämlichen, starren Trotz, als seien auch sie bis an die äußerste Grenze dessen getrieben worden, was Menschen von Menschen dulden können, und das nun stärker erwachende Bewußtsein ihres Menschenthums habe sie zum Handeln getrieben, wo sie bisher nur gehorcht. Es war keine streitende, durcheinanderwogende, gegen einander aufschreiende Masse, in der jeder Einzelne Recht behalten wollte, Jeder mit neuem Vorschlag auftrat und über den

großen Haufen mit gebietendem Wort zu herrschen trachtete; es war eine wohldisziplinirte, von einem einheitlichen Willen regierte Schaar, die sich eins wußte, ohne eines Kommandowortes zu bedürfen, und entschlossen war, lieber unterzugehen, als sich in das alte Joch zurückzubeugen, unter dem sie verlernen sollten, daß sie Menschen waren und jeder letzte Funken der Menschenwürde in ihnen erstickt ward. Hier brauchte es keiner Berathung, keines Kommando's mehr; sie wußten, was ihnen zu thun blieb.

Ueber dem sandigen Hügelrücken hin vertheilte sich das lagernde Volk in der zerrissenen Tunica, waffenlos und von allem Lebensunterhalt entblößt, kein Wort der Klage kam über ihre Lippen. Thränenlos, mit düsterem Starrsinn ging ihr Auge auf die mauerumgürtete Stadt zurück, die sie auf Nimmerwiederkehr verlassen. Gewitterschwüle lagerte über dem Sammelplatz.

Dann war's, daß Einer von Denen, die zur Stadt am Tiber zurückgeschaut hatten, die Hand über die Augen deckte, nur um deren Sehkraft zu schärfen, und als traue er dem Bilde nicht, das sich ihnen darbot. Mit leisem Zuruf lockte er einen Zweiten an seine Seite, der gleichfalls unter der braunen, arbeitsgehärteten Hand in die Ferne starrte und dann ein halb zweifelndes, halb verwundertes Wort hören ließ. Das rief wieder Andere aus seiner Nähe zu ihm, die der Richtung seiner Blicke folgten, sich dann stumm

und doch vieldeutig untereinander ansahen und endlich, wie auf ein geplantes Zeichen hin, ihren Späherposten verließen, um ihre früheren Lagerstätten wieder einzunehmen. Aber ihrer Mancher Brust hob sich jetzt erleichterter, und ein triumphirender Blitz schoß aus manchem düster sprühenden Auge. „Wir haben gesiegt!“ schien er zu sagen, und das stolze Funkeln im Augstern des Nachbars sprach die Bestätigung. Doch kein Laut war hörbar, die gleiche, dumpfe Ruhe herrschte, wie bisher, und die Erscheinung, die Aller Aufmerksamkeit gefesselt, schien vergessen.

Durch die Campagna auf der Via Nomentana daher zog indeß eine schimmernde Schaar dem heiligen Berge zu.

An ihrer Spitze ritt ein hoher, edel blickender Greis, dem die Toga die kraftvollen Glieder umhüllte. Er hielt die Stirn gesenkt, und es lag wie düstere Trauer zwischen seinen herrischen Augen. In jeder Miene dieses stolzen Gesichts stand es zu lesen, daß ihr Träger noch niemals vorher zu einem schwereren Gange sich in die Toga gehüllt und das Schwert umgegürtet, ob feindliche Schwerter ihm auch schon in manchem heißen Schlachtengedränge für Roms Ehre und Macht über der Stirn geblitzt haben mochten. So zögernd wäre der Greis wohl zu keinem Kampf ausgeritten. Aber heute, wo er sich selbst und das Geschlecht, zu dem er gehörte, vor den Männern demüthigen sollte, die von den alten Quiriten in's Joch

der Arbeit gezwungen waren, bis das Uebermaß im Ertragen ihrer Knechtschaft sie gezwungen, sich loszureißen, heute zauderte sein Fuß bei einem Auftrag, den Rom ihm als dem Würdigsten übertragen und von dessen Erfüllung für den Staat nichts Geringeres abhing, als sein Fortbestehen. Er wußte, mit wie banger Sorge man seiner Wiederkehr entgegensah, was auf dem Spiele stand, wenn er allein wieder in Roms Mauern einzog, und sein stolzes Herz sollte heut zum ersten Male seinen eigenen Regungen gebieten und da flehen, wo es sonst befohlen hatte. So war's ihm aufgetragen, und so mußte es geschehen —

Auf dem Hügelrücken erwarteten den Ankömmling die wettergebräunten Gestalten der Plebejer Roms in würdevoll-ruhiger Haltung, und vor ihnen beugte Menenius Agrippa sein greises Haupt — — —

Vielleicht war's das Geräusch vom Abbrechen des Lagers und vom Heimzug des Schwarms, das mich aus meinen Träumereien erweckte. Aber nun war es wieder lautlos still rund um mich her, und nur über die schweigende Campagna ging mein Blick vom heiligen Berge.

Trägt er seinen Namen nicht mit Recht? — Als ich im Livius dereinst von der ersten secessio plebis in montem sacrum gelesen, hatt' ich freilich nur mit dem stolzen Patrizier Mitleid, der sich vor den Männern der Arbeit, den Unterjochten fremder Völker, beugen

mußte, um seines Staates Wohlfahrt zu retten, der ohne Jene, die ihn verlassen, nicht fortbestehen, nicht zu neuem Ruhm mächtig vorschreiten konnte. Hing doch die Herrschaft über eine Welt davon ab, daß die trotzigen Schaaren vom heiligen Berg wieder an den Tiber heimwärts zogen. Mit ihnen, die es thaten, hatte ich damals kein Erbarmen; wir fühlen uns ja Alle patrizischen Ursprungs in der Jugend.

Aber trägt der Berg nicht seinen Namen mit Recht? — Von einem anderen Berge meldet die Legende freilich mit einem Donnerruf, der lauter an's Herz der leidenden Menschheit tönt, denn von ihm ging das Evangelium der Liebe aus, dem seither die Völker sich gebeugt haben; und ob es auch bitter verkannt worden und Scheiterhaufen ihm zu Ehren flammten und Kriege entbrannt sind, von jenem Kreuz auf Golgatha ist doch der große Erlösungsgedanke der Menschheit ausgegangen, der darin wurzelt, daß alle Staubgeborenen Brüder sind und nur ein Gott ist, dem sie dienen sollen: die Liebe. Aber auch der Hügel in der römischen Campagna ist in Wahrheit ein heiliger Berg.

Auch von ihm aus ist ein Evangelium verkündet worden, das seither durch die Jahrhunderte mehr oder minder verständlich hingeklungen und dessen Worte noch heute uns an's Herz greifen, wenn wir es verstehen, ihnen recht zu lauschen. Was die trotzigen Plebejerlippen dereinst hier gesprochen, als der Abge-

sandte des römischen Senats über die Heimkehr der Ausgewanderten verhandelte, — was war es andres, als die erste, noch halb unbegriffene Forderung des Menschenrechtes und des Menschthums, die seither durch die Jahrtausende der Geschichte aus sovielen Herzen heraufquoll, über so viele Lippen ging und ihr Anrecht in idealen Kämpfen wie im Kampf der Gewalt wider die Gewalt begehrte? Es war die erste Auflehnung der Geknechteten, der Parias unter der menschlichen Gesellschaft gegen das ihnen aufgebürdete Joch, als es die trotzigen Nacken zu stark gedrückt hatte, es war der erste Aufschrei der Gefesselten nach der Freiheit, die erste Empörung derer, die sich Menschen fühlten und gleiches Recht mit denen verlangten, die Menschen waren, gleich ihnen. Von jenem heiligen Berge aus ist das Evangelium der Gleichberechtigung Aller zum ersten Male gepredigt worden, und er trägt seinen Namen mit nicht geringerem Recht, als jener von Golgatha.

Und tönt nicht heute durch das wirre Gelärm irregeleiteter, sinnlos aufgehetzter Massen, die den Grundbau der alten Gesellschaft in wahnwitzigem Ansturm vernichten wollen, für den, der Ohren hat, zu hören, ein ergreifender Grundton, der aus jenem Evangelium seinen Ursprung genommen und der seine Heiligkeit nur verlor, weil er in seiner Reinheit nicht bewahrt, mit unlauteren Elementen vermischt und zum Drohwort der rohen Gewalt wider das Recht wurde?

Es ist heute freilich schwerer, als je, das Evangelium von Denen zu sondern, die es predigen und von der Art, wie sie es thun. Aber zuweilen tönt es wohl noch mit mildem, fast weihevollen Gruß vereinzelt mitten aus dem wüsten Toben der modernen Apostel des Menschthums zu uns herüber, als hörten wir die Stimme des Führers der Plebejer, der auf dem heiligen Berge für die Ausgestoßenen das Recht der angestammten Söhne des Quirinus forderte und dem Agrippa feierlich die Erfüllung seiner Bedingungen versprach — —

Kühl strich der Abendwind über das dürre Gras des Hügels. Der Sonnenball neigte sich dem westlichen Horizont zu. Ich schüttelte die Träume von meiner Stirn und schritt langsam hinab. Mein Vetturale war trotz seines rothen Velletri vor der Osteria ungeduldig geworden. „Ich dachte schon, der Signor wäre bis nach Mentana hinuntergegangen," brummte er verdrossen und legte dem Klepper die Zäume wieder an. Wahrscheinlich dachte er noch als Nachsatz: „Der Verrücktheit eines Inglese ist ja Alles zuzutrauen" — Mentana! Auch der Name traf mir wunderlich und vertraut zugleich an's Ohr, wie alle, die man im Bannkreis der alten Kapitale der Welt hört, wo sich Alterthum und Neuzeit so sonderbar mit einander vermischen und die großen, geschichtlichen Ereignisse von Jahrtausenden in einander zu verschlingen scheinen. Auch dort ward um die Freiheit gerungen,

aber das Ziel, für das dort die todesmuthigen Freischaaren ihr Blut vergossen, ist heute erreicht, und ein einiges Volk hat die Feier des Denkmals begangen für jene, die bei Mentana fielen.

In scharfem Trab legten wir die Straße heimwärts zurück; die Luft schauerte kühl und die Berge verschwammen im Abendduft. An der Porta Pia raschelten die dürren Kränze, die man über die Gedenktafel zu Ehren der hier Gebliebenen aufgehängt, im Abendwinde. Man hatte vor wenigen Wochen den zehnjährigen Gedächtnißtag gefeiert, dem jene jetzt welkgewordenen Kränze über den Namen der Todten galten. Durch die Porta Pia gerade vor einem Dezennium ward die Bresche geschossen, und durch sie drangen die Bersaglieri in die Straßen des päpstlichen Roms. Das war die letzte Einnahme der alten Welthauptstadt, die so oft im Wandel der Jahrhunderte die fremden Eroberer vor ihren Thoren gesehen. Die Sterne blitzten am Himmel auf, als ich in das alte Rom, in die Hauptstadt einer neuen Monarchie wieder einfuhr, und das brausende Leben des Tages wogte um mich her.

Spätfrühling.

„Aber du mußt müde sein, Kind!“ sagte der Registrator endlich, da Helenen mitten in ihrem eifrigen

Geplauder beinahe die Lider zufielen und ihr kleiner Mund energisch einen Gähnreiz unterdrückte.

„Nein, nein," warf sie ein und lachte über sich selber, daß sie die Augen nicht mehr offen halten konnte, „d. h. ein bischen doch wohl; das Abschiednehmen von den Lehrern und von den vielen Freundinnen, — ohne Thränen ging es dabei nicht ab, Onkel, — und dann die lange Postfahrt, — der Wagen schaukelte so, daß man ganz schläfrig wurde, und der Tag war schon ganz sommerheiß, — und zuletzt das Wiedersehn und mein vieles Schwatzen, — ja, ein bischen müde bin ich wirklich, lieber Onkel" —

Sie lächelte ihm vertraulich und halb schlaftrunken zu und sah reizend aus in ihrer Verwirrung mit den heißen Wangen, den seltsam schimmernden Augen und dem weichen, braunen Haar, das ihr in losen Löckchen über Stirn und Schläfen hereinhing. Er war aufgestanden und hatte ihr die beiden Hände auf den Scheitel gelegt und sah in wunderlicher Rührung auf sie herab. „Es war unrecht, daß ich dich so lange wach gehalten habe, Kind," sagte er, „aber man wird schier unersättlich in seinem Egoismus, wenn man so lange allein gewesen ist und sich auf das endliche Wiederbeieinandersein so gefreut hat. Nun aber soll's für heute auch genug sein; morgen, — morgen hab' ich dich noch eine Welt zu fragen. Und jetzt geh' schlafen, Kind, damit die braunen Augen morgen früh recht wach und munter sind; die

alte Marianne wird dir beim Auspacken behülflich sein; geh', gute Nacht!"

Helene hatte sich langsam unter seinen Händen aufgerichtet und ihre beiden Arme um seinen Nacken gelegt. „Gute Nacht, Onkel," sagte sie, sekundenlang ihren Kopf an seine Schulter schmiegend.

Durch die Gestalt des Mannes lief es wie mit einem jähen, elektrischen Strome hin, als sie so an seiner Brust lag, dann beugte er sich kurz nieder und küßte sie auf die Stirn. „Gute Nacht, mein liebes, liebes Kind".

Sie machte sich sanft los, nickte ihm mit schalkhafter Herzlichkeit zu und sagte, schon halb im Traum: „Früher küßtest du mich immer auf die Lippen, Onkel" — Und als er nicht gleich etwas darauf entgegnete, fragte sie: „Gehst du noch nicht schlafen, Onkel? Was treibst du jetzt noch?"

„Ich?" fiel er mit halbem Lachen ein, „ich gehe noch auf ein Stündchen vor die Thür hinaus, setze mich auf die Bank draußen, rauche meine Nachtcigarre und bringe ein bischen Klarheit in meine Gedanken, ehe ich schlafen gehe. So treiben's alte Leute, Kind; junge sind nicht so gewissenhaft gegen sich selber".

„Alte Leute!" wiederholte sie mit leisem Spott, „nun zum dritten mal: gute Nacht, alter Onkel!" Und dann war sie wirklich hinaus.

Der Registrator Friedrich Bohnstedt stand noch eine kleine Weile hindurch auf dem nämlichen Platze,

auf dem sie ihn verlassen, und hielt seine hellen, grauen Augen auf die Thür gerichtet, durch die sie verschwunden war, als erwarte er, sie werde noch einmal zurückkommen. Aber sie kam nicht mehr. Dann nahm er aus dem großen, altmodischen Kasten mit verblichener Perlenstickerei auf dem Deckel eine Cigarre, entzündete sie über der Lampe, setzte seine Hauskappe auf und trat vor die Hausthür in den kleinen Vorgarten hinaus. An der mit Kletterrosen überspannenen Wand lehnte eine aus unbearbeiteten Birkenästen gezimmerte Bank, auf der er sich niederließ, um den Kopf hintenüber ins Gerank zu stützen und die bläulichen Dampfwolken vor sich hin zu blasen.

So war gut sitzen dort. Die Nacht war lind, der Himmel wolkenfrei mit seinen Myriaden von Sternen über der ruhenden Welt ausgebreitet. Und von den Beeten des Gartens, den ein grüner Stacketzaun von der stillen Straße der kleinen Stadt abtrennte, wogte Blüthenduft auf. Es war Spätfrühling. In der Ferne, aus den Büschen des Volksgartens klang in abgebrochenen, schluchzenden Tönen der Schlag einer Nachtigall.

In Friedrich Bohnstedt klangen die letzten Worte, die Helene ihm spottend zugerufen, nach: „Alter Onkel.“ War er eigentlich schon alt? Bis heute hatte er nie ernstlich darüber nachgedacht, sich vielmehr nur darein gefunden, wie in etwas Selbstverständliches und Unabänderliches, daß er's sei. Sein vierzigster Ge-

burtstag war vorüber. Hier und da zog sich ein silberner Faden durch sein schlichtes, dunkles Haar, und an den Schläfen war es schon ganz grau geworden; in seinem bartlosen Gesicht, über der Nasenwurzel und neben den Mundwinkeln, standen ein paar Falten. Aber nicht auf solche äußeren Zeichen kam es an. Er hatte sich bis heute als ein alter Mann gefühlt, er erinnerte sich überhaupt nicht, daß es jemals anders gewesen sei. Eine Jugend hatte er nicht gehabt. Als der Sohn eines armen Handwerkers, mitten in einer großen Kinderschaar, mitten in Armuth und Entbehrungen jeder Art war er in eben dieser kleinen Stadt aufgewachsen, darin er noch heute wohnte. Als er kaum der Volksschule entronnen war, hatte man ihn in der Werkstatt des Vaters beschäftigen wollen; aber da er sich wenig anstellig erwies, von geringen Körperkräften war und stattdessen lieber über den wenigen Büchern saß, die er auftreiben konnte, hatte man ihn, an seiner Zukunft verzweifelnd, um seiner schönen Handschrift willen in dem Bureau eines Rechtsanwalts untergebracht, wo er sich als Kopist kümmerlich mit seinen Tagegeldern forthalf. Dann war er nach Jahren auf eine Empfehlung seines Brotherrn hin wegen seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit in einem Bureau des Kreisgerichts der Provinzialhauptstadt als Diätar eingestellt worden und hatte die mühselige, erfolglose Thätigkeit des Subalternbeamten begonnen, um allmälich, wie die Jahre gingen, eine Staffel

nach der andern emporzuklimmen und endlich als Registrator in die Kleinstadt heimzukehren, wo er den Vertrauensposten eines Bureauvorstehers bei der Gerichtsdeputation bekleidete. Nun schon seit einer Reihe von Jahren. Und nach den Zeiten des Hungerns und Darbens, wo er oft nicht gewußt hatte, wie er sein Leben fristen solle, wo er in seinem fadenscheinigen Röckchen bei Winterszeit vor Kälte gezittert hatte und seine Hände so erfroren gewesen waren, daß er die Feder kaum in den schmerzenden Fingern halten konnte, mit denen er sein tägliches Pensum ordnungsgemäß abarbeiten mußte, nach den traurigen, sonnenlosen Zeiten mechanischer Fingerarbeit in der dumpfluftigen, von Aktenstaub durchzogenen Registratur waren nun bessere, ja, behagliche Jahre gekommen. Der Registrator Friedrich Bohnstedt hatte sich durch eisernen Fleiß und unerschütterliche Pflichttreue den Ruf eines musterhaften Subalternen erworben und war schneller befördert worden, als mancher andere. Seine Bedürfnißlosigkeit und die in langen Jahren der Entbehrung erworbene Abhärtung gegen alle körperlichen Begierden brachten es dahin, daß er sich jetzt für reich halten konnte und daß es ihm manchmal wie ein Unrecht vorkam, wenn er so sorgenfrei in den Tag hineinlebte, während andere ohne ihre Schuld darbten und sich mühten.

Nur daß in all' den Jahren, die so unmerklich unter dem abwechselungslosen Einerlei der täglichen

Arbeit hingeronnen waren, in denen er Tag für Tag zu genau der nämlichen Stunde sich an das alte, hölzerne Pult auf den braunen, ledernen Drehschemel gesetzt hatte, auch seine Jugend unmerklich hingegangen war, daß er jetzt verwundert zurückblickte und nicht zu sagen wußte, wo sie geblieben, ob sie überhaupt einmal dagewesen. Er glaubte kaum daran.

Sein Leben war auch jetzt gleich still und gleich einförmig hingeflossen, wie früher; mit der Arbeit war er aufgestanden und mit der Arbeit hatte er sich zur Ruhe begeben. Dann hatte sich zum ersten Mal etwas Ungewöhnliches in seinem Dasein ereignet. Mit dem Richter in Gemeinschaft war er an das Todtenbett einer armen Taglöhnerin berufen worden, die auf's Gericht geschickt hatte, man möge kommen, sie wolle ihr Testament machen. Und als der Richter, der sich verwundert in dem armseligen Gelaß umgesehen, darin das dürftige Lager der Sterbenden stand, sie gefragt hatte, ob sie denn auch etwas zu vermachen habe, da hatte die Wittwe erwidert: „Ja, Herr, mein einziges Kind, meine Tochter, die Lene; die will ich einem guten, braven Paar in der Stadt verschreiben, damit sie es gut hat im Leben und nicht in Armuth und Elend verkommt, wie ich selber.“ „Liebe Frau,“ hatte der Richter ihr, zwischen menschlicher Rührung und amtlichem Zorn kämpfend, da erwidert, „das wäre nun freilich sehr schön und für Ihr Kind sehr zuträglich, aber leider steht von dergleichen Vermächtnissen gar=

nichts im Gesetz und daher sind sie auch unzulässig; überhaupt würde der Begriff der testamentarischen Zuwendung dadurch auf den Kopf gestellt werden, daß man Jemandem statt eines Vermögensvortheils eine lebenslange, schwere Last aufbürdet. Wenn Sie also nichts Anderes zu vermachen haben" — Die Frau hatte wohl nicht ganz verstanden, was er ihr da sagte, aber daß ihr Kind schutzlos und hülflos zurückbleiben müsse und in Noth und Entbehrung zu Grunde gehen werde, gleich ihr selber, das hatte sie doch begriffen und hatte bitterlich zu schluchzen begonnen, und das Sterben, das ihr erst als das Beste erschienen war, was der liebe Gott über sie verhängen konnte, war ihr nun unerträglich schwer gewesen. Da war der Registrator Friedrich Bohnstedt, der sich bisher mit seinem Protokollbogen unter dem Arm, die Feder hinter dem Ohr, seiner Stellung gemäß bescheiden im Hintergrunde gehalten hatte, kurz entschlossen vorgetreten, hatte leise gesagt: „Mit Verlaub, Herr Rath!" und sich dem Bette der Sterbenden genähert. „Liebe Frau," hatte er dort geredet und die welke, runzlige Hand der Taglöhnerswittwe in die seine genommen, „wenn Sie mir Ihre Tochter anvertrauen wollen, so will ich ihr Vater sein, und sie soll es gut bei mir haben, so gut, als wäre sie mein eigenes Kind. Ich bin der Registrator Friedrich Bohnstedt." Dann waren Thränen freudiger Rührung auf seine Hand gefallen, und er hatte sie rasch fortziehen müssen, weil die Sterbende

sie hatte an ihre erblassenden Lippen ziehen wollen, und war zu dem Kinde herangetreten, das, in seinem zerschlissenen Röckchen frierend und hungernd, verschüchtert in einer Ecke kauerte, und hatte es gefragt: „Willst Du mein Kind sein, Lene?“ Und das kleine, blasse Mädchen hatte ihn mit seinen fieberhaft glühenden Augen angeblickt und war dann rasch auf ihn zugeeilt, um ihm seine beiden Arme wie hülfesuchend um den Hals zu schlingen und, sich an ihn schmiegend und in Weinen ausbrechend, zu stottern: „Ja, ja, ich will.“ Und mit einem verklärten Lächeln um die Lippen hatte die Sterbende das noch mitangesehen und wie segnend ihre Hände nach den Beiden ausgestreckt, um sich dann niederzulegen und mit stillem Friedensglanz auf ihrem abgezehrten Gesichte für immer ihre Augen zu schließen.

Seitdem war die kleine Helene des Registrators Friedrich Bohnstedt Kind gewesen und in seinem bescheidenen Hause unter seinen Augen aufgewachsen. Und mit ihr war der Sonnenschein in die stille Wohnung eingezogen und nicht wieder daraus geschwunden. Sie war ein aufgewecktes, lerneifriges Kind, das immer die besten Censuren davontrug, und dem „Onkel“, der sie aufgenommen hatte, in zärtlicher Anhänglichkeit zugethan. Mit ihm war sie in seinen Freistunden in's Weite hinausgewandert, hatte sich an seinen Arm gehängt und mit ihm geplaudert, hatte sich mit ihm, seiner Lieblingsbeschäftigung gemäß, in

die tausend Wunder der schaffenden Natur vertieft, hatte von ihm gelernt und war wieder selbst seine Lehrmeisterin gewesen. Und wenn sie an stillen Winterabenden beisammensaßen und er sich müde gesprochen hatte, dann war sie an das alterthümliche Klavier gehuscht, das die Hauswirthin ihnen in's Zimmer gestellt hatte, weil der „kleine Hauskobold es ihr denn doch einmal angethan," und hatte ihm alle ihre Volksweisen und Klavierstücke vorgespielt, und er hatte ihr geschlossenen Auges zugehört, und sonderbare Traumbilder waren dabei vor seiner Seele heraufgetaucht und hatten ihn, lichten Sommerfaltern gleich, umgaukelt und waren wieder zerronnen.

Der Musiklehrer an der Töchterschule aber war eines Tages zu dem Registrator in's Haus gekommen und hatte ihm des Längeren und Breiteren erklärt, daß seine Pflegetochter Helene ein ungewöhnliches, musikalisches Talent besitze und daß es seine, des Pflegevaters heilige Pflicht sei, dasselbe in der Provinzialhauptstadt ordnungsmäßig ausbilden zu lassen, wozu hierorts keine Gelegenheit sei; denn es würde Sünde und Schande sein, wenn solche Gottesgabe ungenützt verkümmere und nicht wenigstens zum Schmuck und zur Zierde des Hauses weiter gepflegt werde, falls man eine Verwerthung derselben zum Besten des eigenen Wohlstandes und vor der Oeffentlichkeit nicht beliebe. Der Registrator, der selber nicht musikalisch war und die Leistungen seines Kindes auf dem Klavier

bisher nur als gefälligen Zeitvertreib betrachtet hatte, bei dem er in ein angenehmes Traumleben versank, hatte sich die Mahnung zu Herzen genommen und, nachdem er noch mehrere gleichlautende Gutachten eingezogen und Helenens eigene, freudige Zustimmung gefunden, schweren Herzens in eine Uebersiedlung des Kindes nach der Hauptstadt der Provinz gewilligt. Dort war sie zwei Jahre lang in einem rühmlich bekannten Musikinstitut ausgebildet worden, hatte die besten Zeugnisse heimgeschickt, die frohsten Briefe geschrieben und kam nun heute, nachdem sie ihre Studien beendet, in die kleine Stadt und in das Haus des Registrators Friedrich Bohnstedt zurück.

Ob sie fortan dort bleiben, ob sie ihre erworbenen, musikalischen Fähigkeiten zum Zweck des eigenen Lebensunterhalts nun weiter verwerthen, als Concertspielerin oder Klavierlehrerin sich selbstständig ihr Brot erwerben solle, darüber war zwischen den Beiden noch keinerlei Verabredung getroffen worden. Nur, daß es nun endlich an der Zeit sei, wieder heimzukommen, das hatte bei ihnen Beiden festgestanden, und in ihren Briefen war in der letzten Zeit wieder und wieder davon die Rede gewesen. Und nun waren die zwei Jahre endlich herum, und Helene war zurückgekehrt und hatte die von hohen, musikalischen Autoritäten unterschriebenen Zeugnisse mitgebracht, nach denen sie als gut geschulte Pianistin und als zum Lehrfach ebenso wie zum öffentlichen Spielen befähigt bezeichnet

wurde. Und sie hatte in ausbrechender Glückseligkeit ihre beiden Arme um Friedrich Bohnstedt's Hals gelegt und gerufen: „Da bin ich endlich wieder bei dir, lieber, lieber Onkel!“ Als ob sie hätte wissen können, wie einsam es in diesen zwei letzten Jahren um den Registrator gewesen war, nachdem er sich so lange Zeit an sein „Kind“ gewöhnt hatte; wie öde ihm seine Freistunden, seine Abende, seine Sonntage hingeschlichen waren!

Und nun hielt er sie endlich wieder in seinen Armen und sagte ihr kein Wort von dem, was er entbehrt, und kein Wort von dem Opfer, das er ihr gebracht, und sah ihr nur, mit seinen beiden Händen ihre Schultern umspannend, lange, lange in ihr rosiges Antlitz und sprach, ohne daß er's wußte, vor sich hin: „Ja, du bist noch die Gleiche“ — Die Gleiche und doch eine andere. Die gleiche, denn sie war das frische, muntere, zärtliche Kind von ehedem, und die ganze Unschuld der Jugend und die ganze Keuschheit des Weibes lag in ihren Augen und in ihren Mienen ausgeprägt. Und eine Andere, denn es war kein Kind mehr, das da vor ihm stand und ihm mit leuchtenden Blicken von den Wundern der großen Stadt, von den Concerten und Opernvorstellungen erzählte, sondern eine herangeblühte Jungfrau in dem ganzen Zauber ihres bestrickenden Liebreizes. Helene stand jetzt im achtzehnten Lebensjahre. Friedrich Bohnstedt hatte keine mühevolle Rechnung nöthig, um sich darüber

klar zu werden. Achtzehn Jahre! Und er selber war ein alter Mann darüber geworden.

Alt? Was hieß „alt sein?“ Nach dem Urtheil der Welt, nach der Zahl seiner Jahre war er es noch nicht. Aber was fragt das Herz darnach? Er fühlte sich alt. Alt ist, wer nicht mehr nach vorwärts sieht und von der Zukunft nichts mehr für sich erwartet. Was hatte er noch zu erwarten? Was lag noch vor ihm? Für sich selber nichts, aber Alles für sein Kind. Und doch hatte es ihn heute wunderlich durchschauert, als sich dieses junge Weib ihm an die Brust gelegt, und aus ihrem Haar war es wie ein süßer, betäubender Duft heraufgeströmt und hatte seine Sinne umschmeichelt und war ihm wie Spätfrühlingshauch um die Stirn gezogen — Dieses junge, herangeblühte Menschenkind war nicht *sein* Kind; in dieser Minute zum ersten Mal in seinem Leben war ihm das klar geworden und hatte es laut und mahnend in seiner Seele aufgetönt. Nicht sein Kind und überhaupt nicht sein — Ein Anderer kann kommen und vor ihn hintreten und sie von ihm begehren, und er hat kein Wort des Widerspruchs dagegen, sondern muß sie ziehen lassen und hat sie für immer verloren. Und umsonst hat er sie bei sich aufgenommen und gehegt und gepflegt und sie zur Gesellschafterin seines einsamen Daseins herangebildet und ihr Leben mit dem seinen vereint. Das Alles hat er für einen Andern, einen Fremden gethan, den er nicht kennt, der ihn

nichts kümmert, der vielleicht des Schatzes, der ihm zutheil geworden, völlig unwerth ist. Und umsonst hat er sich diese zwei Jahre hindurch nach der Fernen gesehnt und sie wieder herbeigewünscht und um ihretwillen die Oede seiner Existenz ertragen. Für einen Andern wird sie auf dem Klavier spielen, was sie in der Hauptstadt gelernt hat, — nicht für ihn.

Warum nicht für ihn? Kann sie ein Anderer, heiße er, wie er wolle, je lieben, wie er sie liebt? Kann sie je einem Andern mehr sein, als ihm? Unmöglich. Für ihn ist sie Sonnenschein und Frühling, für ihn ist sie das einzige Stückchen Poesie in seinem dunkeln, alltäglichen, prosaischen Dasein. Wie ein Geschenk des Himmels ist sie ihm dereinst geworden und ihm ist, als hätte er allezeit nur für sie, nur in der Hoffnung auf sie gelebt und sich an dem Gedanken gesonnt, daß sie sein eigen und er in ihrem Besitz glücklicher und reicher sei, als die ganze übrige Menschheit. Schon diese bloße Vorstellung, daß er sie je verlieren könne, daß ein Anderer sie aus seinem Hause davonführen werde, nun er sie kaum für sich zurückgewonnen hatte, jagte ihm einen kalten Schauer über den Leib und ließ einen düstern Nebelschleier über die lachende Frühlingslandschaft herabsinken. Nein, es hatte keiner an sie ein Recht, als er, auf dieser ganzen Welt er allein, und dieses Recht wollte er geltend machen. Dabei hatte er nur einen einzigen Feind zu fürchten: ihr eigenes Herz. Wenn es für

einen Andern zu sprechen begann, wenn es sich von ihm abwandte, um an einem andern Herzen zu schlagen, war sie ihm verloren. Und Helenens Herz wollte sein Recht, wie jedes andere fühlende Menschenherz, — wie das seine auch. Ihm aber war bis zur Stunde die Frühlingsoffenbarung nicht geworden, auf die er Anspruch erhob, gleich Allen; er hatte nie geliebt, er wußte nicht einmal, was Liebe sei.

Liebe; — er sprach das Wort vor sich hinaus und schüttelte den Kopf dabei. Wen und wann hätte er lieben sollen? Er hatte keine Zeit dazu gefunden in seinem Leben voller Arbeit vom Morgen bis zum Abend, in der Schreibstube, am Pult, zwischen den verstaubten Aktenrepositorien. Um sein täglich Brot hatte er kämpfen und ringen müssen all' die Jahre hindurch, in denen Andere jung sind, sich jung fühlen und ihrer Jugend Rechte genießen; über dem Darben und Entbehren waren die Jahre so hingegangen, er wußte selber nicht, wie? Und dann war er ein Mann in gesetzten Jahren, in Amt und Würden geworden und hatte auf das Klopfen seines Herzens nicht mehr gelauscht und hatte vergessen, daß er etwas versäumt, worauf er ein Recht gehabt und was das Holdeste und Köstlichste ausmache im ganzen Menschendasein. Nur manchmal, des Nachts, hatten ihn im Traum zwei Augen angesehen, bei deren Blick es ihm, einem Sonnenstrahl gleich, heiß und goldig in's Herz gedrungen war, und dann hatte es ihn durchschauert,

wie mit der Ahnung eines großen Glücks, das er einmal erreichen werde, daß die Zukunft für ihn, gleichsam als Lohn für Mühen und Entbehrungen, aufbehalten habe und das ihn überströmen werde — früher oder später, aber sicher einmal, — mit dem ganzen Duft und Zauber des Frühlings. Tags hatte er solcher nächtlichen Traumverheißung nicht gedacht, aber sie war immer wiedergekehrt, jahrelang. Und nun war es Spätfrühling, der Sommer vor der Thür, und die Zeit der Erfüllung mußte wohl jetzt kommen, wenn sie je kommen sollte —

Friedrich Bohnstedt erhob sich von seinem Platz. Seine Cigarre war längst zu Ende geraucht, und nun wehte der Blüthenduft von den Beeten des kleinen Vorgartens und der Nachbargärten schier betäubend ihm um die Stirn. Es ward ihm wunderlich darunter zu Sinne. Sein Herz schlug laut. Er blickte zu dem Sternhimmel der Frühlingsnacht empor, und ein Lächeln zuckte um seine Lippen. So war ihm nie zu Muthe gewesen, wie heute. Vielleicht dufteten die Blumen zu stark, aber es war ja auch eine Spätfrühlingsnacht — Friedrich Bohnstedt mußte sich erst darauf besinnen, daß es lange schon für ihn Zeit sei, zur Ruhe zu gehen, und daß er morgen früh pünktlich die Bureaustunden einhalten müsse, wie immer. Er ging dann auch wirklich schlafen, aber er schlief nicht. Es waren so wunderliche, aufgeregte Träume, die ihn umgaukelten, und er war nicht einmal böse

darüber, daß sie ihn an seinem gewohnten, festen, gesunden Schlafe hinderten, sondern hätte es am Liebsten gesehen, wenn sie so fortgedauert hätten bis in den hellen Morgen hinein —

Auf den ersten Tag des Zusammenlebens folgte für den Registrator Friedrich Bohnstedt und Helene ein zweiter und folgte eine ganze Reihe von Tagen. Und sie waren alle gleich sonnig, wie der erste. Nicht für alle Menschen; denn es gab auch Tage mit bedecktem Himmel und mit Regenschauern dazwischen, aber dem Registrator erschienen sie so, und es machte für ihn und sein Wohlbefinden keinen Unterschied, ob die Sonne am Himmel stand oder die grauen Regentropfen eintönigen Geräusches niederrieselten. Drinnen im Gemach war es auch dann sonnig und behaglich, und von Friedrich Bohnstedt's Antlitz schwand das Lächeln nicht mehr, das der erste Spätfrühlingsabend da hinaufgezaubert hatte.

Helene nahm nun in seinem Heim ganz die Stelle des Hausmütterchens ein und hantierte in Küche und Stuben, als sei sie es nie anders gewohnt gewesen. Wenn Friedrich Bohnstedt vom Bureau heimkam, fand er es so wohnlich, wie nie früher, in seiner Behausung, und was auf den Tisch gelangte, mundete ihm, wie nie. Abends, wenn die altmodische Kugellampe auf dem runden Sofatische brannte und die Fenster nach dem Vorgärtchen zu offen standen, daß es mit tausendfältigem Blüthenduft zu ihnen hereinwehte, setzte sich

Helene an's Klavier und spielte, und Friedrich Bohnstedt saß mit geschlossenen Augen im Lehnstuhl und ließ Beethoven's Zauberklänge an seinem Ohr vorüberrauschen und lächelte und träumte. Es ließen sich keine trauteren Abendstunden ausdenken.

In den Freistunden aber und Sonntags-Nachmittags ging es, wie ehemals, wieder in's Weite hinaus. „Darf ich mich auch wieder an deinen Arm hängen, Onkel?“ hatte Helene gefragt, als sie zum ersten Mal auszogen, „früher durft' ich's.“ — „Und darfst es auch heute noch,“ hatte er entgegnet; und so waren sie Arm in Arm fortgewandert, und es war ihm seltsam zu Sinne gewesen, das junge Mädchen an seinem Arm zu führen, ihre Schulter an der seinen, indeß der Hauch ihres Mundes über sein Antlitz hinwehte, wenn sie zu ihm sprach. Das war anders, ganz anders, als sonst. Und ihm kam es auch vor, als sähen ihnen die Leute auf den Straßen mit ganz besonderem Ausdruck ihrer Gesichter nach, wenn sie vorübergingen, und als spiele ein eigenes Lächeln um ihre Lippen, so oft sie herantraten, einen Gruß boten und sagten: „Sie haben jetzt eine ganz erwachsene Tochter, Herr Registrator.“ Dann sah Friedrich Bohnstedt Helene an und nickte ihr zu und erwiderte: „Ja, ganz erwachsen“ —

Und weiter wanderten sie durch die letzten Gassen in's freie Feld hinaus, über dem die Sonnenlichter des Spätfrühlingstages webten, und bogen in den

Hochwald ein. Als dann die Buchenkronen geheimnißvoll über ihnen zu rauschen anhoben, verstummte ihr Geplauder und eine Art weihevoller Stimmung kam über sie. Dann verhallten ihre Schritte lautlos im moosigen Untergrund, und nur das Hämmern des Spechts in der Waldtiefe und vom Rande des Forstes her der Ruf eines Kuckucks wurden hörbar. Durch das dicht verwachsene Gebüsch zu Füßen der grauen, säulenartig aufstrebenden Stämme, Wachholder und Farrnkräuter, schwirrte und flirrte die Insektenwelt der Haide. Helene ließ den Arm des Registrators dann frei und bückte sich nach den Blumen, die vom Boden aufsproßten, und Friedrich Bohnstedt half ihr schweigsam und sah ihr nach, wie sie zwischen den Bäumen sich weiter verlor und die Sonnenstrahlen, die durch das grüne Laubdach hereinbrachen, ihr nachfolgten, sie zu suchen schienen und einen märchenhaften Schimmer um ihr braunes Haar breiteten. Den Arm voller Blumen und mit einer stillen, tiefen Glücksempfindung kamen sie dann jedesmal heim.

Nun war's an einem Sonntage, daß sie tiefer in den Forst vorgedrungen waren, weil keine Bureaustunde sie zu frühzeitiger Umkehr mahnte. Keiner von ihnen Beiden kannte die Gegend, und es lag für sie ein neuer, besonderer Reiz darin, dem fremden Wege bis in das Waldinnere hinein zu folgen. So gelangten sie bis an einen stillen, von zahllosen Wasserlilien und gelben Nymphäen überwachsenen Weiher,

in dessen dunkler Fluth die niederhängenden Baumzweige am Rande sich badeten. Es war ein eigenartig-schwermüthiger Platz. Wie eine Zauberstimmung ruhte es darüber, in der die Welt zu schlafen schien und kein leisestes Wehen die Buchenblätter kräuselte. Das unbewegte Wasser schlummerte, und kein Insekt schwirrte in der brütenden Mittagsstille; wenn ein Hauch die Binsen am Schilfufer leise gegeneinander sich neigen und wiegen ließ, war's, als solle die tiefe Stille nur denen recht zum Bewußtsein kommen, die von der Luft angewandelt wurden, sie zu unterbrechen. Dann aber theilte sich die allgemeine Verzauberung auch den beiden Menschen mit, die hier in das Gebiet des schlafenden Pan gerathen waren, ohne es zu wissen, und mit flüsternder Stimme sagte Helene plötzlich: „Hier laß uns Rast machen, Onkel, hier ist's schön." Und Friedrich Bohnstedt nickte schweigend dazu.

Dann lagerten sie sich am Rande einer Böschung unter Farren und Gesträuch mit dem Blick über den stillen Waldsee, verzehrten den mitgebrachten Imbiß und ruhten in der Einsamkeit des Forstes und im Schweigen des Sonntags, ohne, wie sonst, miteinander zu reden. Helene hatte ihre Augen zur Hälfte geschlossen, als ob auch über sie eine Schlummeranwandlung komme, und die Hände lagen ihr übereinandergefaltet im Schooß, während ihr Haupt sich gegen einen grauen Stamm lehnte. Friedrich Bohnstedt aber ließ seine Blicke über sie hinschweifen, und alles

Das, was ihm am ersten Abend nach ihrer Heimkehr durch die träumende Stirn gezogen war, als er im Vorgarten seines Häuschens gesessen hatte, wurde mit einem Mal wieder in ihm wach, lebte in seiner Seele auf und ließ sich im Klopfen seines Herzens deutlich vernehmen. Und dann war's ihm, als habe er es nun lange genug still mit sich herumgetragen und er könne die Last nicht länger auf sich nehmen, denn sie sprenge ihm die Brust, und er wolle und müsse reden — „Helene!“ sagte er leise.

Sie schrak zusammen und sah ihn mit ihren sich langsam öffnenden Augen an, als komme sie von weit her und wisse weder, wo sie sei, noch wer zu ihr rede. Aber da, wo sie gewesen, mußte es köstlich gewesen sein, denn in ihrer Augentiefe lag ein wundersames Leuchten und über ihr Antlitz spielte der Abglanz stillen Glücks in dem Lächeln hin, das ihre Mienen verklärte. „Du wolltest mir etwas sagen, Onkel?“ fragte sie.

Er aber fühlte plötzlich, daß er es nun doch wieder nicht sagen könne, und entgegnete: „Ja, Helene“ — und seine Augen wandten sich von ihr ab und über den Weiher hin, als er hinzufügte: „Aber es ist ein Geheimniß“ —

„Das ist seltsam,“ fiel sie rasch ein, und ein glühendes Roth sprang an ihren Schläfen auf, „denn ich — habe Dir auch ein Geheimniß mitzutheilen, Onkel, und gerade jetzt, — es muß ein eigenthümlicher

Platz und eine eigenthümliche Stimmung sein, die darüber ruht“ —

Friedrich Bohnstedt nickte hastig und sagte: „Wer wird also dem Andern sein Geheimniß zuerst offenbaren, Helene? Ich denke, wir losen darum“ —

„Nein, ich lasse Dir den Vorrang, Onkel.“

Er aber hatte bereits ein Buchenblatt in einer seiner beiden Hände versteckt, hielt beide auf den Rücken und sagte: „Nein, nein, wähle nur, Kind! Wenn Du die Hand triffst, in der ich das Blatt halte, ist's an Dir, mir Dein großes Geheimniß mitzutheilen.“

Es erregte den Eindruck, als ob er bestrebt sei, ihr den Vortritt zu lassen, gleichwie wenn ihn im entscheidenden Augenblick nun doch eine Angst anwandelte, sein sorglich gehütetes Geheimniß preiszugeben. Sie berührte jedoch die Hand, die das Buchenblatt nicht enthielt, und lachte kurz auf: „Es hat nicht sollen sein, Onkel! Und nun sag's, ich bin sehr neugierig.“

Ein leises Zittern war durch seinen Körper hingeronnen, und er hatte in die Buchenwipfel zu seinen Häupten emporgeblickt, als erwarte er von dorther Hülfe. Dann aber legte er plötzlich seine beiden Arme auf ihre Schultern und sagte: „Mir ist eingefallen, Kind, daß ich Dich nicht für immer behalten würde, wenn Du mich Onkel nennst, und daß es deshalb besser sein wird, Du giebst mir einen andern Namen. Denn entbehren kann ich Dich nicht

mehr und meine, ich habe mir ein geheiligtes Anrecht an Dich erworben. Damit das nun auch vor aller Welt Geltung hat und Alle es anerkennen und Keiner Dich je mir ſtreitig machen kann, möcht' ich, daß Du mein Weib würdeſt vor Gott und den Menſchen, Helene. Biſt Du bereit dazu?"

Sie hatte ſich von ſeinen Armen losgemacht und erſt einen Augenblick faſſungslos, ja, als ſei ſie nicht einmal ſicher, ob er im Ernſt oder im Scherz zu ihr rede, ihm in's Geſicht geſtarrt, während ihre blutloſen, bebenden Lippen fragten: „Das — das iſt Dein Geheimniß, Onkel?"

„Welch' anderes hätt' ich vor Dir haben können, Kind?" gab er lächelnd zurück.

Da blickte ſie ſekundenlang mit ſeltſam leerem, todtestraurigen Ausdruck über den ſtillen Waldſee hin und ſprach kein Wort und regte ſich nicht, wie wenn ſie verſteinert wäre. Dann drehte ſie langſam ihre Stirn zurück, ſah aber an ihm vorüber in die Luft und ſagte klanglos: „Darf ich's bedenken, Onkel? Es kommt mir ſo unerwartet, — ſo" — Sie fand das rechte Wort nicht oder wollte es nicht ausſprechen und fügte raſch bei: „Ich habe eben bis heute an Dich nur als an meinen lieben, guten Onkel gedacht, und nun — nicht wahr, Du nimmſt es mir nicht übel, Onkel, wenn ich mich erſt faſſen, erſt beſinnen, erſt zu mir kommen muß, ehe ich Dir Antwort gebe?"

Sie legte ihm wie bittend ihre ſchmale Hand

auf den Arm und sah ihn mit bang' flehendem Ausdruck in ihrem seltsam blaß gewordenen Antlitz an. Friedrich Bohnstedt nickte gutmüthig. „Das begreift sich, Kind," versetzte er und streichelte ihr weiches, welliges Haar, von dem sie den Strohhut herabgenommen hatte, „das begreift sich gut. Ich möchte auch um Alles nicht, daß Du eine voreilige Entschließung faßtest; nein, Kind, ich habe Zeit, und wenn ich bis heute warten gelernt habe, wart' ich auch wohl noch ein Weilchen länger. Aber vielleicht bin ich Dir zu alt, Kind?"

„Nein, Onkel," entgegnete sie mit dem Ausdruck der Wahrhaftigkeit, „nein, nicht deshalb" — Sie brach ab, zitterte und setzte hastig hinzu: „Bis morgen Abend, nicht wahr, Onkel? Und bis dahin ist zwischen uns nicht mehr die Rede davon, damit ich mit mir selber in's Klare komme" —

„Gut, Kind, bis morgen Abend," sagte er liebevoll. „Und nun ist's an Dir, mir von Deinem Geheimniß zu erzählen" —

„Von meinem Geheimniß?" fragte sie wie geistesabwesend zurück und dann, sich besinnend und über die Stirn hinstreichend: „Ja so, — aber das ist ja nun zwecklos; — nun, da Dein Geheimniß so Wichtiges und Bedeutungsvolles enthielt, — wer hätte das auch denken können? — behalt' ich das meine, das keinen Werth mehr hat, für mich" —

„Das ist wider die Verabredung, Kind" —

„Aber ich kann wirklich nicht, Onkel. Ein andermal“ —

Sie stand rasch auf, setzte ihren Hut auf's Haar und ging an's Seeufer hinab, als ob sie seinem weiteren Fragen und Drängen entfliehen wolle. Er aber deutete sich ihre Flucht anders; er sah das Erwachen jungfräulicher Schamhaftigkeit darin, daß sie jetzt vor ihm entwich, den sie nun mit ganz anderen Augen betrachten mußte, der ihr ein Anderer geworden war, als bisher. So folgte er ihr nicht, sondern ließ nur seine Blicke auf ihr ruhen und sah, wie sie am Rande des kleinen Sees niederkniete und ihre Arme nach einer weißen Wasserlilie ausstreckte, die sie brechen wollte. Das gelang ihr nicht, und sie beugte sich weiter und weiter vor, — und nun sprang er plötzlich auf, ein leiser Schreckensruf entrang sich seinen Lippen, er eilte zu ihr hinab, zog sie fast gewaltsam zurück und schloß sie dann fest in seine Arme. „Kind, Kind,“ sagte er halb zärtlich, halb vorwurfsvoll, „wie Du unvorsichtig warst! Weißt Du auch, daß der See keinen Grund hat, sondern schilfig und weich ist und Dich unrettbar in die Tiefe hätte versinken lassen?“

Sie sah ihn ganz fremd und kalt an. „Glaubst Du? — Vielleicht wäre es nicht das Schlimmste gewesen.“

Friedrich Bohnstedt hatte die letzten Worte nicht mehr gehört, denn er hatte sich nun selber am Ufer niedergebückt, mit seinem Stocke eine von den Ranken

der Wasserpflanze zu sich herangezogen und die Blüthe gebrochen. Jetzt reichte er sie Helenen hinüber und sagte lächelnd: „Es scheint, Du mußt noch mehr Zutrauen zu mir bekommen, Kind — Aber ich glaube, wir müssen nun heimgehen. Es ist ein weiter Weg, und Du wirst öfter rasten müssen, um nicht müde zu werden. Komm'!“

Er wollte ihr wieder seinen Arm reichen, sie aber that, als gewahre sie es nicht, und schritt allein neben ihm her. Die Sonne sank allmälich, und tausend Wohlgerüche quollen aus Blumen und Gesträuch. Es war eine erquickliche Wanderung in das beginnende Abenddämmern hinein, die Beiden sprachen kaum ein Wort miteinander; es war, als fürchte Jeder, des Anderen Gedanken zu stören. —

Auch das Abendessen im Hause war schweigsam verlaufen. Als es vorüber war, bat Friedrich Bohnstedt, wie gewöhnlich: „Spiele etwas, Kind!“ Sie aber schüttelte den Kopf. „Ich kann heute nicht, Onkel, verzeih'“ —

„So lies etwas vor!“ bat er. Auch das wollte sie ablehnen, aber es hatte ein so trauriger Klang in seinen Worten gelegen, der ihr im Ohr nachhallte, daß sie nun doch aufstand, an das Bücherbret trat und auf's Gerathewohl einen Band herauszog. Es war eine Gedicht-Anthologie, und sie las nacheinander ein paar Lieder, aber ohne Ausdruck und Empfindung, als verstehe sie selber deren Inhalt nicht. Und dann

kam sie an das Frühlingsgedicht eines alten Sängers und las:

„Frühling, das bekränzte Kind,
Wandelt durch die Auen,
Seiner Hände Wunder sind
Ueberall zu schauen.

Seine Macht und seine Lust,
Sein unendlich Grüßen
Spür' ich mir in Haupt und Brust,
Wie zu meinen Füßen" —

Sie dachte nicht an das, was sie las, und er nicht an das, was er hörte. Denn auch in ihm gingen die Gedanken wunderlich um. Aber dann, als die Verse des Liedes weitergegangen waren, horchte er doch auf und schloß die Augen, wie sonst bei Helenens Spiel, und hörte sie mit ihrer weichen, tiefen Stimme lesen:

„Und so hat er vierzig mal
Schon mein Herz erquicket,
So in Büschen, Berg und Thal
Ihn mein Aug' erblicket.

Und wie oft warst du umwebt,
Warst in ihm beschlossen!
Freu' dich, Herz, du hast gelebt,
Hast der Welt genossen!"

Helene hatte geendet, und Friedrich Bohnstedt war aufgestanden. „Ich danke dir," sagte er, „für heute ist's wohl genug an dem. Deine Stimme klingt

sehr müde, Kind; willst du nicht zur Ruhe gehen? Ich rauche draußen meine Cigarre noch."

Sie nickte. „Ja, ich bin müde. Gute Nacht, Onkel."

„Gute Nacht, mein liebes Kind." Es klang von beiden Seiten anders, wie am ersten Tage, als sie es sagten. Sie warf sich ihm nicht an die Brust, und er küßte sie nicht. Ihr kurz zunickend, ging er hinaus.

Und dann saß er wieder auf der Bank an der mit Kletterrosen umrankten Wand, und die zauberische Stille und der Blütenduft der Spätfrühlingsnacht waren um ihn. Und leise sprach er vor sich hin, was in seiner Seele lebendig geblieben war und wieder und wieder in ihm nachklang:

„Und so hat er vierzig mal
Schon mein Herz erquicket,
So in Büschen, Berg und Thal
Ihn mein Aug' erblicket" —

Die Cigarre wollte heute nicht brennen. „Vierzig mal," sagte er, „und sie ist ein Kind" —

Er saß heute länger, als sonst, auf seinem Lieblingsplatze und hatte keine Sehnsucht nach Ruhe und Schlaf. Er wußte, daß er sie doch nicht finden würde, wenn er sein Lager aufsuchte. Als die Nachtluft empfindlich zu werden begann, stand er auf und schritt durch den Vorgarten hin und wider, — hin und wider. Dabei gewahrte er, daß aus Helenens

Eckzimmer noch immer Lichtschein durch die Spalten der Fensterläden auf die Straße hinausfiel. Weshalb war sie noch nicht zur Ruhe gegangen? Sie war sonst früh im Bett und früh wieder heraus, wie es der Jugend Art ist. Ging ihr das, was er ihr heute gesagt, im Kopfe herum und ließ ihr noch immer keinen Frieden? — Friedrich Bohnstedt schritt hin und wider durch den kleinen Garten und sagte sich, daß er nicht eher zur Ruhe gehen werde, als bis das Licht in Helenens Zimmer erloschen sei. Aber es wollte nicht erlöschen.

Als es fast Mitternacht darüber geworden war, krampfte eine wunderliche Angst sein Herz zusammen, und er mußte sich Klarheit schaffen. Er trat leise an das Fenster und spähte durch die Oeffnung der Holz=läden hinein. Da gewahrte sein Auge nach einer Weile, nachdem es sich an die Helle gewöhnt, ein seltsam rührendes Bild. An dem Tische, auf dem die Lampe noch immer brannte, saß Helene, und der Kopf war ihr vornüber in die aufgestützten Arme gesunken; sie schlief.

Da ging Friedrich Bohnstedt leise in's Haus zurück, schlich über den Korridor bis an Helenens Zimmerthür und öffnete sie geräuschlos. Auf den Zehen näherte er sich ihrem Platz. Was er wollte, wußte er selber kaum. Sollte er sie wecken und zur Ruhe schicken oder nur die Lampe löschen und sie so weiter schlummern lassen? Da sah er, daß sie ge=

schrieben hatte und daß sie über dem Schreiben geweint und sich, wie ein Kind, in den Schlummer geweint hatte. Die weiße Wasserlilie lag welk neben dem Briefblatt. Und unwillkürlich gingen Friedrich Bohnstedt's Augen, als er nun zögernd stillstand, über das Papier hin und fingen die Worte auf: „Ich muß es thun, Felix, denn ihm danke ich Alles: Leben und Erziehung, was ich habe und was ich bin. So darf er mich auch von mir selber zum Lohne zurückfordern" —

Der Herzschlag des Lesenden begann zu stocken, und wie ein Schleier senkte es sich vor seinen Augen nieder. Eine Zeitlang war es ihm, als müsse er neben dem Sessel der Schlafenden zusammenbrechen, so plötzlich von allen Kräften verlassen, so hinfällig, so widerstandslos war's ihm zu Sinne. Dann aber griffen seine Hände, ohne daß der Wille dazu in seinem Kopfe entstanden war, nach dem Briefblatt, und seine Augen lasen weiter: „Ich versprach Dir, es ihm zu gestehen, sobald ich den Muth dazu finden würde. Denn ich wußte ja, was ich ihm mit meinem Geständniß anthat, da er mich so lange entbehrt hatte und sich auf meine Heimkehr und unser ferneres Zusammenleben freute. Ich habe nur zu lange mit meinem Geständniß gezögert, denn er kam mir mit dem seinigen zuvor. Er ist der beste Mensch unter der Sonne, und ich habe ihn sehr lieb, Felix, würde ihn selbst dann lieben müssen, wenn er nicht das alles für mich gethan hätte, was ich ihm in Wahrheit ver-

danke. Es ist freilich eine kindliche Liebe, die ich zu ihm hege, ganz, ganz anders, als die zu Dir, aber wie könnt' ich ihm sagen, ich wollte nicht sein Weib werden, ihm, ohne den ich in Armuth und Elend verkommen wäre? Soll das mein Dank für all' seine Liebe und Pflege sein, daß ich ihm sage: Nein, ich liebe einen Andern und will nur dem angehören? Das kann ich nicht, Felix, und Du würdest es selber nicht von mir verlangen. So egoistisch, so herzlos, so grausam darf ich an diesem edlen, guten Menschen nicht handeln. Lieber, als so schnöde Undankbarkeit begehen, will ich unsere gemeinsamen Wünsche und Hoffnungen für immer begraben, Felix, und sollte mein armes, thörichtes Herz darüber brechen" —

Friedrich Bohnstedt las nicht weiter. Er legte das Blatt an seinen alten Platz zurück und blickte auf das danebenliegende Couvert mit der schon fertigen Adresse: „An Herrn Felix Langner, Klavierlehrer am städtischen Konservatorium zu *_*." Dann ließ er Alles, wie er es gefunden, und ging so leise, wie er gekommen war, wieder hinaus. Erst, als er in den Vorgarten zurückgeschlichen war, athmete er zum ersten Mal wieder auf, fühlte eine abermalige Anwandlung seiner vorherigen Schwäche und umklammerte, als er auf die Bank niedergesunken war, die Holzäste derselben mit seinen bebenden Fingern, als müsse er sich gewaltsam aufrecht erhalten. Es währte geraume Zeit, bis der krampfartige Zustand nachließ und sich

in einem Nervenzittern und wunderlicher Müdigkeit löste. Allmälich schwand auch das, und nur ein lautes, rasches Herzklopfen blieb zurück, das sich nicht beruhigen wollte. Und Friedrich Bohnstedt lauschte ihm eine Weile hindurch, blickte dann in die Nacht hinaus und sprach tonlos vor sich hin:

„Und wie oft warst du umwebt,
Warst in ihm beschlossen!
Freu' dich, Herz, du hast gelebt,
Hast der Welt genossen."

Er hatte gelebt; und das Kind da drinnen, das ihres jungen Herzens erstem, süßesten Traum entsagen wollte, um ihm nicht mit Undank zu lohnen, was er Gutes an ihr gethan, wollte und sollte erst leben. Ob er recht gelebt, ob er der Welt wirklich genossen, darauf kam es hier nicht an. Versäumtes nachzuholen, Versagtes wieder einzubringen, war unmöglich. Hinter ihm lag ein Leben; die Jahre, die ihm noch blieben, mit der Zukunft jenes Kindes zu vereinigen, das sich dort drüben mit seinen Thränen über einen verfehlten Jugendtraum in den Schlaf geweint hatte, war ein sündiges Verlangen gewesen. Es war zu spät, es war nur ein letzter Spätfrühlingstraum gewesen. Gott sei Dank, daß er noch zur rechten Zeit erwacht war!

Friedrich Bohnstedt stand auf und ging in sein Zimmer, zündete die Lampe wieder an und setzte sich

an seinen Schreibtisch. Dort schrieb er nacheinander zwei kurze Briefe, ließ den einen mit der Aufschrift an Helene auf dem Tische liegen und steckte den andern zu sich. Dann begab er sich in sein Schlafzimmer, suchte seinen alten, ledernen Handkoffer hervor, warf ein paar Wäschestücke hinein und verschloß ihn wieder. Nachdem er auf die Uhr gesehen und sich überzeugt hatte, daß er bis zur Abfahrtszeit der Post um vier Uhr noch reichlich Zeit habe, legte er sich in den Kleidern auf's Bett, schloß die Augen und versuchte zu ruhen. Das gelang ihm freilich schlecht, und er war innerlich froh, als er die Thurmuhr durch die Nachtstille endlich mit zwei harten Schlägen verkünden hörte, daß die Zeit bis zur vierten Stunde zur Hälfte vorüber sei. Nun erhob er sich, zog seinen Ueberrock an, setzte den Hut auf und nahm den kleinen Koffer an die Hand. So verließ er das Haus, das er sorglich wieder hinter sich verschloß, überzeugte sich von der Straße aus, daß das Licht in Helenens Schlafkammer erloschen und diese also wohl zur Ruhe gegangen war, und wanderte durch die schweigsamen Gassen dem Posthause zu. Unterwegs warf er den Brief, den er bei sich trug, in den großen, amtlichen Briefkasten des Gerichtsgebäudes und kam eben noch zurecht, als die gelbe Kutsche aus dem Schuppen gezogen und der Schalter für die Fahrkarten geöffnet wurde.

Der Beamte der Fahrpost war sehr erstaunt, den

Registrator ein Billet nach der Provinzhauptstadt fordern zu hören. „Sie fahren mit der Frühpost nach *_*, Herr Registrator?“ fragte er neugierig, „ja, das ist ja ganz etwas Neues, das ist ja noch garnicht dagewesen! Wohl in amtlichen Angelegenheiten, Herr Registrator?“

Friedrich Bohnstedt legte den Finger auf den Mund. „Amtsgeheimniß, Herr Officiant, Amtsgeheimniß!“ Und er lächelte eigenartig dazu.

Um Punkt vier Uhr ging die Post ab. Friedrich Bohnstedt war der einzige Passagier darin, und er legte sich in den Sitz zurück und schloß die Augen und träumte. Die gelbe Kutsche aber rasselte über das holperige Steinpflaster der Gassen hinaus in's freie Feld, und über den fernen Waldhügeln glomm das Frührоth auf, und die Sonne des ersten Sommertages stieg leuchtend aus zerrinnendem Gewölk am Azur des Firmaments empor. —

Helene war heute viel später aufgestanden, als sonst, und trat mit beschämter Miene in das gemeinsame Wohnzimmer, wo sie den Registrator lange auf das Frühstück wartend und nach ihr ausschauend vermuthete. Zu ihrem größten Erstaunen aber fand sie denselben überhaupt nicht vor, sondern statt seiner einen an sie adressirten Brief auf dem Tische, in dem er ihr mittheilte, daß er in einer wichtigen Angelegenheit habe verreisen müssen, daß er ihr nichts davon vorher gesagt, um jeden Abschied zu vermeiden, und

daß er hoffe, in Kürze wieder zurück zu sein. Inzwischen bitte er sie, in gewohnter Weise fortzuleben und frohen Muthes seiner Heimkehr entgegenzusehen; er glaube mit Bestimmtheit, daß seine Reise einen guten Erfolg haben werde.

„Dein Dich liebender Onkel F. B.“ war der Brief unterzeichnet, den Helene wieder und wieder las, ohne ihn doch recht zu verstehen. Verreist? — und heute hatte sie ihm sagen wollen, was ja doch einmal gesagt werden mußte, daß sie sein sei und sein bleiben wolle! Einen guten Erfolg sollte die Reise haben? Für wen? Und sie solle frohen Muthes seiner Wiederkehr harren? Wann hätte sie das nicht gethan? Was bedeutete es für sie, daß er sie ausdrücklich dazu ermahnte? Ihr Kopf war wohl heute nach der halb schlaflosen Nacht und nach all' dem, was sie gesonnen und gegrübelt, wüst und wirr geworden, daß sie die Worte nicht zu fassen vermochte, die der Gute ihr — sicher in der besten Absicht, wie immer, — geschrieben. Im Grunde galt es ja auch gleich; sie wußte, was sie zu thun hatte, und sie war entschlossen, es zu thun. Heute sollte ihr Brief an Felix abgehen, und wenn Friedrich Bohnstedt heimkam, wollte sie ihm die Arme um den Nacken schlingen und zu ihm sprechen: „Ich bin dein, nimm mich hin, wie ich bin!“ Und dann, — was dann werden würde, wollte sie nicht denken; nur daß sie ihm, dessen Gattin sie heißen sollte, treu bleiben wollte in jeder Stunde ihres Lebens.

Der Tag rann hin, und ein zweiter folgte ihm, und der dritte ging eben zur Rüste. Helene saß in der beginnenden Dämmerung auf dem Sofa der Wohnstube und dachte an den, der so lange ausblieb und keinerlei Nachrichten sandte. Es war ihr nun doch bange um's Herz geworden. Es war zu dunkel, um ihre Handarbeit fortzusetzen, und sie hatte auch keine Lust, das Licht anzuzünden. Sie träumte so mit offenen Augen vor sich hin. Da wurden plötzlich draußen Schritte laut, und ehe sie noch Zeit hatte, aufzufahren, trat der Registrator in Hut und Mantel, seinen Koffer in der Hand, über die Zimmerschwelle.

„Onkel, lieber Onkel!“ rief Helene, deren Herz seltsam zu klopfen anhub, „wie lange warst Du fort!“

Sie flog ihm entgegen uud legte ihm die Arme um den Nacken, gerade wie sie sich's ausgedacht hatte, aber die Worte, die sie sprechen wollte, kamen ihr nun doch nicht über die Lippen. Der Registrator sah sie so sonderbar an, daß sie ihr auf der Zunge stockten. Dann aber küßte er sie auf die Stirn, wie sonst, und streichelte ihr das weiche Haar und sagte: „Mein liebes, liebes Kind“ — und nichts weiter.

Und während er nun erst seine Sachen ablegte und sie ihm dabei behülflich war, fragte sie ihn, was sie nur gleich am Besten für ihn besorgen könne, und ob er sehr müde und sehr ausgehungert sei, und wo er denn eigentlich gewesen und ob er ihr garnichts mitgebracht. Ja, mitgebracht habe er ihr etwas, sagte

er, aber davon solle erst nachher die Rede sein. Sie hörte kaum darauf; ihr fiel nur wieder der Ton auf, in dem er es zu ihr sagte, ein so mild-warmer, wehmüthiger Ton. Dann aber trat er weiter mit ihr in's Zimmer vor und sagte, ihren Arm um den seinen schlingend: „Du wolltest mir neulich, als die Reihe an Dir war, Dein Geheimniß nicht eingestehen, Helene. Thu's heute; ich bitte dich."

Sie erschrak und zitterte in seinem Arm und sah ihn wie verstört an. „Ich kann nicht, Onkel, — es ist nichts, — ich — oh es war so thöricht" —

„Thöricht?" fragte er mit weicher Stimme und legte die Hand wieder auf ihr Haar, „thöricht, Helene? Thöricht war wohl nur, daß Du mir's verschwiegst und in falschem Edelmuth geschwiegen hättest all' dein Leben lang und darüber das Glück versäumt hättest, das nur einmal mit schüchternem Finger an Dein Herz pocht und auf Nimmerwiedersehen davonflieht, wenn Du ihm nicht aufthust! Thöricht war's, daß Du meintest, Helene, Du müssest mein Weib werden, um mir dafür zu lohnen, daß ich der Waise ein Vater gewesen, während Du doch in Deiner Brust eine andere Liebe trugest und eines andern Mannes Bild vor deinen Augen stand, dem Du die Treue gebrochen hättest, wenn Du mein wurdest."

„Verzeih'," murmelte sie zusammenschauernd und ihr Haupt an seiner Brust bergend, „ich wußte nicht,

was ich that; — aber Du — woher weißt Du? Kannst Du mir in der Seele lesen, Onkel?“

„Es lernt sich im Alter, Kind. Und da ich eine kurze Weile vergessen hatte, daß ich alt sei, so war's gut, daß ich wieder zum Bewußtsein dessen kam“.

„Ich wäre Dir ein treues Weib gewesen, Onkel, glaube mir's,“ bat sie leise.

„Ja, Kind, ich glaub' es“ entgegnete er mild, „aber dein junges Herz hat ein geheiligtes Anrecht auf Glück, und das hättest Du an meiner Seite nicht gefunden. Und der Andere durfte Dich von Dir selber begehren, und da Du Dich ihm zugesagt hattest, durftest Du über Dein Herz nicht mehr verfügen, auch nicht, wenn Du meintest, Du seiest mir's schuldig, mir Alles zu gewähren, was ich fordern würde. Es war ein hochherziger Irrthum, Kind, aber drei Menschen hätten elend darüber werden können!“

Sie weinte an seiner Schulter und antwortete nichts mehr. Es war ihr Alles wie ein Traum. Er aber strich ihr noch ein paarmal stumm mit der Hand über die Schläfen hin und sagte dann: „Wir wollen einander nicht weich machen, Kind. Du mußt Dich eilen und einen guten Abendimbiß herrichten und ein drittes Couvert auflegen, denn ich hab' einen Besuch aus der Hauptstadt mitgebracht. Ich will inzwischen in den Keller, um eine Flasche Wein heraufzuholen, und dann in den Gold'nen Löwen, wo unser Besuch abgestiegen ist. Ich bring' ihn dann selber her“.

„Wer ist's, Onkel?“ fragte sie erstaunt, sich die Thränen trocknend.

„Wirst es schon rechtzeitig erfahren, Kind. Leb' wohl inzwischen und richte etwas Gutes her, hörst Du?“

Und er nickte ihr zu und ging. Sie flog in die Küche hinaus und hantierte umsichtig und hausfraulich unter ihren Vorräthen in der Speisekammer umher und traf ihre Bestimmungen und stellte sich selber an den Herd, daß die rothe Flamme ihr Antlitz noch heißer erglühen ließ, als vorher. Und dabei dachte sie unabläßig an das, was der Onkel ihr gesagt hatte, und wie er so gut und nachsichtig gewesen und wie er wohl erfahren haben konnte, daß sie Felix liebte, den jungen Musiker, der am Konservatorium angestellt war und in den alle Schülerinnen vernarrt waren, für den sie alle schwärmten, der aber unter Allen sie und gerade sie mit seiner Liebe beglückt hatte.

Und darüber verging die Zeit, und ihr Herz klopfte hoch auf, als draußen Schritte sich vernehmen ließen, und nun wurde die Thür des Wohnzimmers geöffnet, und die Stimme Friedrich Bohnstedt's rief: „Helene! Wo bist Du denn, Kind?“

Ihr zitterten plötzlich die Kniee, und eine unsagbare Angst schnürte ihr die Kehle zusammen, und sie eilte, so schnell ihre wankenden Füße sie nur tragen wollten, ohne die weiße Küchenschürze abzulegen, mit ihren hochrothen Wangen und ihren wie von innen

heraus durchglühten, leuchtenden Augen auf den Flur hinaus. „Hier, Onkel, hier bin ich“ —

„So komm' herein, ich will Dich unserem Gaste vorstellen.“

Und da sie kein Wort zu entgegnen wußte in der schreckhaften Freude, die plötzlich ihre Glieder lähmte, legte er seinen Arm um ihren Nacken und leitete sie so, wie ein leise widerstrebendes Kind, über die Schwelle in's Wohngemach. Dort aber konnte sie nicht weiter, denn ein junger, schwarzhaariger Mann mit einem freien, offenen, klugen Gesicht und ein paar glänzenden, dunkeln Augen trat ihr hier entgegen und sah sie glückstrahlend an und sagte nichts, als: „Helene! — Helene!“

Und Friedrich Bohnstedt führte sie eben diesem Manne in die Arme und sagte mit einer Stimme, die mühsam ihre Bewegung niederkämpfte: „Ich habe, wie es eines Vaters Pflicht ist, mich unter der Hand über den Auserwählten meiner Tochter gleich persönlich in der Stadt erkundigt, Helene. Und da ich nur Gutes über ihn hörte und er eine auskömmliche Stellung hat, und da mein Kind ihn lieb hat, so hab' ich ihn gleich mit hergebracht, und heut' Abend wollen wir Verlobung feiern, und über's Jahr ist Hochzeit, — vorausgesetzt, daß es dir so recht ist, Kind.“

„Ach Onkel, — Onkel!“ stammelte sie und warf sich ihm an die Brust, „das ist zuviel, — zuviel!“ Er aber löste sie leise aus seinen Armen und legte

sie ihrem Bräutigam an die Brust. „Dort ist dein Platz von Stund' an, Kind," sagte er ernst, „dort allein".

Und als Felix Langner nun die Schluchzende in seine Arme nahm und ihr tausend zärtliche Worte zuflüsterte und mit seinen Lippen die ihren suchte, da schlich der Registrator Friedrich Bohnstedt leise aus dem Zimmer und ging in den kleinen Vorgarten hinaus. Dort dufteten Levkojen und Reseden berauschend in der linden Abendkühle, und am Strauch barsten die ersten Rosenknospen. Es war über Nacht voller Sommer geworden. Und Friedrich Bohnstedt wußte, daß auch er die Sommerhöhe des Lebens erreicht hatte, und daß der Frühling unwiederbringlich vorüber war. Und er sprach leise vor sich hinaus in die schweigende Dämmerung, was sein Herz von Stund' an sollte ruhiger schlagen lassen:

„Freu' Dich, Herz, du hast gelebt,
Hast der Welt genossen" —

L'Acquacedrataja.

Sie hatte ihren Namen, gerade wie andre Menschen, und wenn sie auch ihren Vatersnamen nicht kannte, so lautete ihr eigentlicher Rufnamen doch stolz genug „Francesca"; denn unter den ionischen Säulen

in der Vorhalle der Kirche San Francesco di Paola hatten ein paar alte Weiber sie eines schönen Morgens aufgefunden, als sie von ihren Eltern dort ausgesetzt worden war und noch nicht dagegen hatte protestiren können. Wenigstens hatte ihr Protest nichts geholfen. Und die Finderinnen hatten das kleine, schreiende Wurm behalten und hatten sie nach dem Heiligen, dem ihre Eltern sie so vertrauensvoll zu Füßen gelegt, damit er weiter für sie sorge, „Francesca" genannt. Ob da unter den hundert halb und ganz nackten, schreien=den und sich balgenden, stehlenden und hungernden Kindern auf Santa Lucia noch eines mehr aufwuchs oder nicht, war so ziemlich gleichgültig. Deshalb hatten sie sie mit sich genommen. Die heilige Jungfrau würde schon dafür sorgen, daß sie nicht zu Grunde ging; und wenn es doch geschah, so war's eben ihr Wille gewesen, und man durfte dagegen nicht murren. Nun, Francesca war von guter, neapolitanischer Art und ging nicht zu Grunde, obgleich man alle Ursache hatte, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, wovon sie sich eigentlich ernährte und was ihr das Leben erhielt. Eltern hatte sie nicht, kümmern konnte sich Keiner um sie, aber sie kroch immer irgendwo unter, — diese Familienhäuser an Santa Lucia haben so zahllose Löcher und Schlupfwinkel, — und Gemüseabfälle, Fleischreste und allerlei krabbelndes Seegethier, das die Fischer in den Netzen mit an's Land ziehen, fand sie so gut auf, wie alle Anderen, und weil sie zu Nie=

mandem gehörte, glaubte sie sich zu Jedem gehörig, betrachtete alle Welt als ihre „Gevattern" und stand sich nicht schlecht dabei.

Es kam übrigens noch hinzu, daß sie eine hübsche Dirne wurde, ein paar Augen wie Kohlen in ihrem verbrannten, von wirrem Schwarzhaar umlockten Kopf hatte und sich zierlich und selbstbewußt geberdete, wie eine junge Signorina, die einmal eine Million und einen Palast an der Riviera di Chiaja zu erben hat. Alle Welt hatte sie gern, fütterte sie, neckte sie und trieb Kurzweil mit ihr. Und als sie fand, daß es Zeit sei, sich selbstständig zu machen, da wurde sie eben eine Acquacedrataja, und seither hieß sie nirgends mehr anders und Keiner kannte sie mehr unter ihrem Namen Francesca und Jeder kannte sie unter dem Namen „L'acquacedrataja," die „Citronenwasserverkäuferin."

Sie hatte sich auf ganz Santa Lucia soldoweise das Geld zusammengeborgt, um ihr eigenes, selbstständiges Gewerbe betreiben zu können. Und Jeder gab ihr, was er entbehren konnte, ohne Schuldschein und Interessen, blos auf ihre schwarzen Gluthaugen und ihre weißen Zähne hin, denn man sah es ja ein, daß sie nun auf eigenen Füßen stehen müsse, und sie hatte ihren Ehrgeiz. So gar viel hatte sie auch nicht nöthig, um ihr Geschäft anzufangen. Da bedurfte es nur eines tragbaren Gestells von vier Holzbrettern, das mit Gläsern besetzt und mit Citronen hübsch aus-

staffirt war, eines Holzkübels voll Schneewasser und eines Fläschchens voll Anis, von dem Manche ein paar Tropfen des Wohlgeschmacks und der geringeren Gefährlichkeit halber in dem gekühlten Trank lieben. Das Gestell im linken Arm und den Kübel, der von Zeit zu Zeit hin- und hergeschwungen werden mußte, im rechten, so zog Francesca durch die Strada del Piliero, die Strada nuova und vor Allem über den Quai Santa Lucia. Und wer Durst hatte, der nahm sein Glas acqua cedrata von Niemandem lieber, als von ihr, ja, es kam wohl auch vor, daß man es nahm, ohne Durst zu haben, wenn ihre dunklen Augen gar so begehrlich in die Welt hinausblickten und ihre tiefe, wohllautende Stimme durch das Geräusch der Lastkarren und das Geschrei der Bootsführer, Fischer und Sackträger hinausdrang mit dem lockenden: „Acqua cedrat'! Acqua cedrat'!" Und wenn sich dann die schlanken, sonngebräunten Gestalten der Schiffer in ihren buntgewürfelten Wollenhemden und aufgestreiften Leinewandhosen, die rothe, phrygische Mütze über die schwarzen Krausköpfe gestülpt, Hals, Arme und Beine nackt, um sie her drängten, und Jeder den Andern in Neck- und Schmeichelworten echt neapolitanischen Schlages überbot, dann regnete es von kupfernen Soldostücken in die kleine, blecherne Sparbüchse, die neben den in zweifelhafter Reinlichkeit glänzenden Trinkgefäßen auf dem untern Brett der tragbaren Eiswasserbude stand. Und Francesca

zählte des Abends beim Laternenschein auf Santa Lucia ihre Reichthümer und nickte jeden Abend befriedigter vor sich hin und träumte von tausend Wunderdingen, die ihr die in langen Papierrollen aufgestapelten Kupfermünzen erschließen sollten, wenn der Wechsler am Toledo sie ihr erst in vollgiltige Kassenscheine umgesetzt haben würde.

Denn sie hatte nicht nur Ehrgeiz, sie hatte auch Fantasie, die schwarze Acquacedrataja. Denn sie war ein neapolitanisches Kind; und wenn der Feuerschein vom Gipfel des Vesuvs Abends herüberleuchtete und auf dem Quai sich das laute, lustige, lärmvolle Treiben dieses heiteren, sorglosen, nie um den morgigen Tag bekümmerten Völkchens bei Gesang und Mandolinenspiel, bei Morra und Muschelhandel entfaltete und vor den Thüren Alt und Jung dem bärtigen Improvisator, Don Adone, in seinem fantastischen, verschlissenen und zerfetzten Kostüm zuhörte, wie er Märchen und Geschichten aus Neapels glänzenden Zeiten erzählte und erfand: dann träumte auch sie von der Herrlichkeit ihrer Zukunft, und im Gedanken zählte sie die Rollen mit den Soldostücken und fand, daß es ihr nicht fehlen könne und daß sie zu Außerordentlichem berufen sei.

Und allmälich nahmen ihre Träume greifbarere Gestalt an. Sie sagten ihr ja Alle, daß sie schön sei, und ganz arm war sie auch schon nicht mehr, sondern wohl imstande, sich eine glänzende Toilette

und Schuhe, Hut und Schmuck in den berühmten Magazinen der Toledostraße einzuhandeln, und dann — dann konnte sie, wie sie da war, eine reiche Heirath machen und Contessa oder Marchesa werden und am Corso Vittorio wohnen und in eigner Equipage Nachmittags über die Chiaja hinrollen, — o, du glänzendster Traum eines neapolitanischen Frauenherzens! Oder besser noch: sie heirathete einen Forestiere, die so zahlreich in den Straßen Neapels zu sehen sind und sich nicht genug über die schönen, schwarzhaarigen Frauen dort wundern können und von deren Manchem man sich erzählte, daß er eine Neapolitanerin, blos um ihrer dunklen Augen willen, zu seiner Frau gemacht habe. Dann konnte die Citronenwasserhändlerin von Santa Lucia in Pelzstiefeln und Sammetmantel umherkutschiren und die ganze Welt mit ihren tausend Märchenwundern sehen und war reich, unermeßlich reich, und es gab dann keinen Wunsch, um dessen Erfüllung sie die Muttergottes anzuflehen brauchte, denn sie konnte sich mit ihrem Gelde jeden aus eigener Machtvollkommenheit erfüllen. Ja, die Forestieri, in deren Heimath es nur häßliche, blaßgesichtige, wasseräugige Frauen gab! Auf die ließ sich am Ehesten bauen! Hatte doch einer, von dem sie sagten, er sei in seiner Heimath ein Lord, und ein Lord stehe gleich unter dem König selber, eine Ziegenhirtin aus Pozzuoli geheirathet und die Tochter eines Maccaronihändlers in Torre del Greco war die Frau eines deutschen

Malers geworden, der den Titel „Professor“ führte, was doch immerhin auch schon etwas sagen wollte, wenn es auch an den „Lord“ nicht heranreichte. Warum hätte sie, Francesca l'Acquacedrataja, nicht eine „Signora Lord“ werden sollen?

Und weil die Acquacedrataja so dachte und träumte, machten die Huldigungen der Schiffer und Fischer garkeinen Eindruck auf sie, die versteckten so wenig wie die offenkundigen. Sie nahm ihre Soldi gern und sie füllte ihnen die Gläser mit schneegekühltem Citronenwasser und sie hatte auf ihre Zurufe und Anreden eine schlagfertige Antwort und auf ihre Schmeicheleien ein kokettes Lächeln und Wiegen des Kopfes, aber von Liebe wollte sie nichts hören. Ja, dem bärtigen Bootsführer, der die Passagiere und Frachtgüter vom Quai bis an den Ischia-Dampfer brachte, einem sehr hübschen und aufgeweckten Burschen, der nicht nur sein gutes Auskommen hatte, sondern als Matrose auf einem großen Kauffahrer auch schon weit in der Welt herumgekommen war, bis nach Amerika, und fremde Sprachen verstand — er sagte es wenigstens — und seltsame Dinge in Menge zu erzählen wußte, dem hatte sie eines Tages schon ganz unverblümt gesagt, er solle sie mit seinen Anträgen für immer in Ruhe lassen und wenn er nichts Anderes zu reden wisse, als solche Narrheiten, lieber ganz davonbleiben, wo er hingehöre. Im Grunde that ihr's leid, ihn so behandeln zu müssen, denn er war wirk-

lich ein prächtiger Burſche und ſie hatte ihn gern, aber Liebe und gar Heirath — nein, davon konnte zwiſchen ihr und ihm keine Rede ſein, lieber — ja, was lieber? Lieber ehelos bleiben! dachte die Acqua=cedrataja. Denn zum Armſein und zum Wohnen auf Santa Lucia brauchte ſie keinen Mann.

Uebrigens dauerte es auch garnicht lange, bis ſie zu der Ueberzeugung kam, die Madonna und ihr Schutzpatron, der heilige Franciscus, hätten ihre Ge=bete um einen reichen, vornehmen Fremden, der ſie heirathen würde, erhört. Denn in der letzten Zeit, wenn ſie auf Santa Lucia ihre acqua cedrata aus=rief, kam regelmäßig ein blonder, junger Mann in eleganter Touriſtenkleidung aus dem Albergo di Roma, das hart am Meer und am Eingang zum Quai Santa Lucia lag, eilig auf ſie zu, nickte ihr einen Gruß und forderte ſich ein Glas Citronenwaſſer. Und das trank er ganz langſam aus und ſah ſie während der vollen Zeit unverwandt mit ſeinen großen, hellblauen Augen an, ſprach aber kein Wort dabei. Das Letztere hatte ſeinen guten Grund offenbar darin, daß er kein ita=lieniſches Wort verſtand und ſich auch das Citronen=waſſer nur mit einer ſtummen, aber beredten und dem Südländer weder ungewohnten noch unverſtänd=lichen Geberdenſprache forderte. Trotz dieſer ſchweig=ſamen Unterhaltung begriffen ſie ſich Beide ſehr gut. Denn in des Foreſtiere hellen Augen war eine ſo kindlich=frohe und rückhaltloſe Bewunderung von Fran=

cesca's Schönheit zu lesen, daß die schwarzhaarige Acquacedrataja nicht hätte so klug sein müssen, wie sie in Wirklichkeit war, um solche Sprache zu überhören oder mißzuverstehen. Sie wußte sogar ganz genau, obgleich es ihr Niemand gesagt hatte, daß der Forestiere Morgens an seinem Zimmerfenster im Albergo stand und ganz geduldig wartete, bis sie mit ihrer citronengeschmückten Wasserbude erschien, um dann, wie zufällig, herabzukommen, und daß er sein Glas acqua cedrata trank, obgleich er nicht den geringsten Durst hatte und etwaigen Durst auch im Albergo selber befriedigen konnte, nur, um sie während des Trinkens anzusehen. Sie hätte keine Evastochter und vor Allem keine Neapolitanerin sein müssen, wenn es anders gewesen wäre.

Mit der Zeit erfuhr sie auch, — denn von dem schweizer Portier im Albergo di Roma, der gleichfalls zu ihren Bewunderern gehörte, ließ sich Manches herauslocken, ohne daß es den Anschein hatte, als wolle sie ihn verhören, — daß der junge, blonde Herr ein Inglese war, daß er zu seinem Vergnügen in Italien reiste und daß er offenbar sehr reich sei, denn er warf mit dem Gelde nur immer so um sich. Und außerdem war er ganz allein, worauf es auch ankam, trieb sich den ganzen Tag auf dem Wasser umher, segelte, ruderte, schwamm und angelte, und wenn er diese maritime Thätigkeit einmal unterbrach, so saß er in seinem Zimmer und aquarellirte. Kurz:

es war der richtige Ingleſe, und er nannte ſich „Henry Aſhton, Esquire“, rauchte den ganzen Tag kurze Pfeifen und hatte einen ſandfarbigen, kurzen Backenbart und eine glattraſirte, lehr lange Oberlippe. Er ſchien alſo in jeder Beziehung dazu geſchaffen zu ſein, den Lebenstraum der Citronenwaſſerhändlerin von Santa Lucia zu erfüllen, trotzdem ſie noch kein Wort miteinander geredet hatten und auch keine große Ausſicht vorhanden war, daß dies überhaupt einmal geſchehen werde. Denn Henry Aſhton, Esqu. machte durchaus keinerlei Anſtalten, Italieniſch zu lernen, weil er das Engliſche für die allein berechtigte Sprache der entdeckten fünf Welttheile hielt und keine andere daneben anerkannte, und die Acquacedrataja wußte nicht, wie und wo ſie hätte Engliſch lernen ſollen, und wahrſcheinlich hätte ſie es auch nie fertig gebracht.

Einer hätte ihr allerdings dazu verhelfen können, wenigſtens das Nothwendigſte noch ſprechen zu lernen: das war Tommaſo, der in Amerika geweſen war und in ſeinen Erzählungen über dieſen märchenhaften Welttheil gern einige engliſche Brocken, wie „all right“, „beg your pardon“ und „very well indeed“ einzumiſchen pflegte. Nur daß Tommaſo ſelber in ſie verliebt war und ihr wahrſcheinlich nicht bei der Erreichung ihrer Zwecke, die er bald genug errathen haben würde, dienſtlich zu ſein wünſchte. Tommaſo war in der letzten Zeit ſogar ſonderbar argwöhniſch um ſie herumgeſchlichen und ſie kannte das hitzige

Blut ihrer Landsleute und durfte ihn nicht reizen. So ging die stumme Unterredung zwischen dem Esquire und ihr Morgen für Morgen fort und sie kamen nicht von der Stelle. Da machte die Acquacedrataja eines Tages die überraschende Entdeckung, daß ihr Inglese und Tommaso die besten Freunde waren, daß Henry Ashton Esqu. immer nur mit Tommaso auf den Golf hinausfuhr, segelte und ruderte und an dem englisch-amerikanischen Kauderwelsch, das der Bursche radebrechte und mit dem er vor all' seinen Kameraden etwas voraus hatte, sich höchlichst ergötzte.

„Höre, Maso," fragte sie ihn eines Tages so von ohngefähr, „Du kennst den Inglese aus dem Albergo di Roma?"

„Natürlich," sagte Maso, „er kann ja mit Niemandem sonst sprechen, als mit mir. Was will er da machen?"

„Nun?" fragte sie weiter und füllte ihm, ohne daß er's gefordert hatte, ein Glas Schneewasser mit Citronensaft, „was ist er denn für ein Herr? Gefällt er Dir?"

„Vortrefflich," erwiderte Maso und blinzelte vor sich hin in den Sonnenschein, der auf dem Quai brütete, „ganz vortrefflich. Ein prächtiger Bursche, — old fellow — Ich wüßte mir keinen besseren Kameraden auf der Welt."

„Nun, das freut mich," sagte die Acquacedrataja und reichte ihm das Glas hin, das Tommaso

leerte und dankend zurückgab, „das freut mich sehr, Maso, daß Du ihn so gern hast. Höre, Maso, das Englische ist wohl eine wahre Teufelssprache, nicht?“

„Kommt auf den Lehrer an, bei dem man's lernt, Cesca.“

„Nun, zum Beispiel: wie heißt „Guten Morgen, Herr“ auf Englisch, Maso?“

Tommaso zeigte keinerlei Ueberraschung oder Argwohn bei dieser Frage, sondern bewies sich gerade so schlau und unbefangen, wie sie, und sprach ihr vor: „Good morning, sir“ und so lange, bis sie es ganz ebenso schlecht, wie er selbst, nachsprach. Und dann redete er von anderen Dingen, trank noch ein Glas Aniswasser, weil es heiß war, und schlenderte wieder davon.

Anderen Morgens, als der blonde Inglese kam und seinen Gruß nickte und auf das Glas deutete, das sie ihm jeden Tag füllen mußte, — es war das reinlichste von allen, — da sagte sie ganz deutlich: „Good morning, sir“ und zeigte ihre weißen Zähne dabei und ihre schwarzen Augen lachten und funkelten, wie ein paar sammetfarbige Sterne. Und der blonde Inglese, Henry Ashton, Esqu., lachte gleichfalls und kaute zwischen den Zähnen hervor: „Good morning, good morning, how are you to day?“

Darauf wußte sie nun freilich keine Antwort, aber sie sagte doch auf's Gerathewohl, um nur etwas zu sagen: „Grazie tante, signore, sta benissimo!“

Und das verstand er seinerseits nun wieder nicht, aber er reichte ihr hoch erfreut seine große, sommersprossige, langfingrige Hand hin, drückte die ihrige mehrmals darin, nickte ihr zu und trank im höchsten Wohlbehagen sein Glas leer. Und als er ging, rief sie ihm wieder nach: „Good morning, sir“ und er grüßte und winkte mit der Hand zurück und sie hatte das tröstliche Bewußtsein, daß sie heute mit ihm um einen bedeutenden Schritt weiter und der Erfüllung ihres Lebenstraumes näher gekommen war.

Ein paar Tage ging es noch so fort mit „good morning“ und Lachen und Händedruck, und Francesca hätte nun gern eine zweite englische Phrase hinzugelernt, aber Tommaso ließ sich nicht blicken, so sehr sie auch nach ihm ausspähte. Nur als sie eines Abends am Porto Piccolo stand, sah sie sein Boot landen und er und der Engländer stiegen aus und bemerkten sie und kamen geradeswegs auf sie zu. Das Herz der Citronenwasserhändlerin schlug sehr laut und rasch. Wenn Henry Ashton, Esquire sich jetzt zu einem Zärtlichkeitsausbruch gegen sie hinreißen ließ, so konnte es zwischen ihm und Tommaso zu einem jähen Streit kommen, in dem das Schlimmste zu befürchten war. Sie kannte Tommaso, und es hätte ihr sehr leid um ihn gethan, wenn er etwa den Kürzeren gezogen hätte, falls er sich in seiner Heftigkeit zu einem Ausfall gegen seinen Nebenbuhler stacheln ließ. Um das zu verhüten und jedes Zusammenprallen der beiden

feindlichen Bewerber von vornherein überhaupt zu verhindern, ging sie den Beiden entgegen, nickte dem Esquire nur ganz flüchtig zu, wie einem Halbfremden, reichte Maso die Hand und fragte ihn in lustiger Geschwätzigkeit, wo er gewesen, weshalb sie ihn so lange nicht gesehen, wohin er gehe und tausend andere Dinge mehr.

Tommaso that auch, als überrasche ihn diese liebevolle Antheilnahme nicht im Geringsten und er sei sie seit jeher von ihr gewöhnt gewesen. Ja, er behielt sie bei der Hand und redete in seinem unverfälschten Neapolitanisch auf sie ein und näherte seine Stirn inzwischen der ihrigen so weit, daß es aussah, als wolle er sie küssen, ohne sich um den vornehmen, fremden Inglese im Geringsten zu kümmern. Der aber sah das Alles mit gerunzelten Brauen und in wachsender Befremdung an, wurde unruhig, zupfte an seinem spärlichen Bart und rief endlich dem Burschen etwas zu, worauf dieser nickte und mit der unverfrorensten Miene von der Welt kauderwälschte, der Herr möge nur sagen, was er wolle, er, Tommaso, sei zu Allem bereit und die Kleine da an seiner Hand genire weiter nicht, das sei bloß sein Schatz, den er lange nicht gesehen, und verstehe überdies kein englisches Wort. Sie könnten sich, ganz wie sonst, auf dem Heimwege unterhalten.

Das paßte aber nun dem Engländer nicht, sondern er blieb stehen und sagte, die Kleine da sei viel zu

schade für einen neapolitanischen Schiffer, und er selber sei entschlossen, sie mit sich zu nehmen, und sie würde gewiß in England Aufsehen erregen durch ihre Schönheit, und Tommaso solle sie gleich loslassen. Das that dieser auch, scheinbar ganz gefügig, blinzelte den Esquire nur so von der Seite an und fragte, ob denn die Francesca auch mit ihm gehen wolle und schon handelseins mit ihm sei; in diesem Falle stehe er, Maso, natürlich bereitwilligst hinter dem Herrn Inglese zurück, und die kleine Acquacedrataja möge gehen, wohin sie wolle. Ihrem Glücke werde er mit seinen älteren Ansprüchen an sie sicherlich nicht hinderlich sein.

Henry Ashton fand diese Erklärung des Burschen höchst „gentlemanlike", und da er begriff, er könne zur Stunde noch keine Rechte an das Mädchen geltend machen, die denen des Schiffers hätten vorausgehen müssen, so entschloß er sich kurz, die Sache nun gleich zu Ende zu bringen und die Anwesenheit eines passenden Dolmetschers auszunutzen, zumal er meinte, nicht jeder neapolitanische Schiffer werde die Sache so ruhig und vernünftig auffassen, wie dieser höchst schätzenswerthe Tommaso, der wirklich auf seinen Reisen in kühleren Breitegraden einen erfreulich großen Theil seiner neapolitanischen Hitzköpfigkeit verloren zu haben schien und sich mit einer beinahe englischen Gelassenheit benahm. „Hört, Tommaso," sagte er, „wollt Ihr dem Mädchen nicht gleich hier einmal ausein-

andersetzen, was ich beabsichtige, damit sie weiß, wie sie daran ist und mir ihre Antwort sagen kann? Ich wollt' Euch für Eure Dolmetscherdienste gut belohnen."

Tommaso sah den Sprecher einen Augenblick hindurch an, als ob er sich's überlegte, daß er von Rechts wegen als echter Neapolitaner nun wohl dem frechen Inglese die unerhörte Zumuthung durch einen Messerstich lohnen müsse, griff auch schon mit der Hand nach dem Einschlagmesser in seiner Tasche, während ihm das Blut so siedig heiß in den Kopf heraufstieg, daß er's sekundenlang roth vor seinen Augen flimmern sah, da hörte er die Acquacedrataja ängstlich neben sich flüstern: „Was hast Du, Maso? Sei doch ruhig, lieber Maso!" und ihre warme Hand schmiegte sich in die seine, die ganz kalt geworden war.

Da schoß ihm etwas durch die Stirn, daß er das Messer fahren ließ und sich unbefangen nach ihr umdrehte nnd erwiderte: „Ich? Garnichts, Cesca. Ich dachte nur eben daran, daß wir Beide ein Paar geworden wären, und ein glückliches Paar, Cesca, wenn nicht dieser verd—" Nun unterbrach er sich, maß den Inglese mit einem forschenden Blick und sagte ganz kalt: „Ja wohl, Herr, ich werde Ihr Dolmetscher sein und die Kleine fragen, ob sie mit Ihnen gehen will, — all right. Es freut mich ja selber, wenn sie ihr Glück macht. Und ihre Antwort will ich Ihnen getreulich übersetzen; — Sie werden sie freilich auch schon in den Mienen ihres Gesichts lesen

können, Herr, denn eine Neapolitanerin spricht mit Augen und Stirn ebenso klar und deutlich, wie mit den Lippen."

„All right," sagte der Engländer und starrte die Acquacedrataja genau so an, wie jeden Morgen, wenn er sein Glas Eiswasser bei ihr trank und sie ihm eine Citrone bis auf den letzten Safttropfen aus=drückte.

„Cesca," sagte Tommaso indessen, „der Herr hier läßt Dir durch mich sagen, daß er Dich mit sich nehmen will, — nach England —"

Die Citronenwasserhändlerin sah den Burschen, der diese Frage in so kühl=gelassenem Tone zu ihr sprach, wie einen Fremden an, während ihr das Herz halb in Wonne, halb in Schmerz zu zittern begann. Es war wohl köstlich, daß sie sich jetzt am Ziel ihrer geheimen Wünsche sah und die Welt mit einem Mal glanzvoll und lockend und zukunftsreich vor ihr lag, eher, als sie's gedacht; aber es war merkwürdig, daß es ihr zur gleichen Zeit auch wie ein schneidendes Weh durch die Seele schoß, zu hören, wie kaltblütig Tommaso von ihrem Verlust redete und daß er sich zum Dolmetscher der Wünsche des Engländers hergab, da er doch damit zugleich für immer auf sie selber Verzicht leistete. „Wollen wir das nicht lieber ein ander Mal besprechen?" fragte sie schüchtern, die Augen zu Boden gesenkt.

„O, warum?" entgegnete er mit unerhörtem

Gleichmuth, „der Herr möchte gern gleich Antwort haben, da er nächster Tage abreist."

„Nächster Tage?" fragte sie befremdet, „aber das geht wohl nicht, — ehe wir nicht, — ich kann doch nicht so, — und was würde der Priester dazu sagen?"

„Der Herr muß eben fort", sagte Tommaso ruhig, „seine Familie erwartet ihn oben in England."

„Seine Familie?"

„Nun ja, seine Frau und seine fünf Kinder" —

Die Acquacedrataja stieß einen halb erstickten Schrei aus. „Frau? Kinder? Er ist verheirathet und will mich — Madre di Dio, was bedeutet das?"

Tommaso blieb unerschütterlich und sah sie mit erheucheltem Erstaunen an. „Was erschreckt Dich denn dabei eigentlich, Cesca?" fragte er, „hast Du Angst vor den Kindern? Sie sollen recht wohl erzogen sein, sagt der Herr. Und Englisch lernst Du schon bald, während sie von Dir Italienisch lernen. Ein bischen kalt und neblig ist's freilich da oben, im Sommer schneit es oft und man muß immer in geheizten Zimmern sitzen; aber Du wirst Dich schon d'ran gewöhnen, Cesca, auch an die Kost, die ausschließlich aus rohem Fleisch besteht; dafür ist Dein Lohn dann sehr hoch, und wenn das Glück gut ist, heirathest Du den Reitknecht des Herrn, — er soll ein hübscher Kerl sein, ganz rothhaarig —"

Francesca hatte die Lippen fest aufeinanderge-

preßt. In ihrem Gesicht schien kein Blutstropfen zurückgeblieben zu sein und aller Glanz war aus ihren Augen gewichen. „Es scheint, der Herr will mich als Kindsmagd mit nach England nehmen?“ fragte sie zwischen den Zähnen hindurch, während ein Zittern ihren Körper überlief.

„Als was denn sonst etwa, Cesca?“ fragte er verwundert dagegen, „und Du bist bereit? Was soll ich ihm antworten?“

„Daß er — daß er zum Teufel gehen soll, — daß er sich hüten soll, mir je wieder vor die Augen zu kommen oder ich wollte ihm die seinigen auskratzen, — daß er — christo santo, sag' ihm, er wäre ein frecher Lump, und ehe ich mit solch' einem häßlichen, wasseräugigen, blaßnasigen Inglese, solch' einer Amphibie, solch' einem Krokodil nach England ginge, eher wollte ich in den Vesuvkrater hineinspringen, — sag' ihm das, Maso, es ist meine wahre Herzensmeinung.“

Sie hatte ihre beiden kleinen Fäuste geballt, ihre schwarzen Augen sprühten Feuer, ihre Lippen zitterten vor Wuth. „Das sag' ihm nur lieber selber, Cesca,“ rief Tommaso, dem das Herz im Leibe vor Freuden hüpfte, „ich kann's nicht; — so ein guter Herr, der es so wohl mit Dir meint, — und was kann er dafür, daß er so garstig ist? Uebrigens heißt „no“ im Englischen auch „no“, — das haben sie von uns schon gelernt, — soviel kannst Du ihm also selber sagen, das versteht er, und das Uebrige denkt er sich

dazu, wenn Du ihn so wenig liebevoll ansiehst, wie eben jetzt."

„Gut, gut," kreischte die Acquacedrataja und ging plötzlich mit geballten Fäusten auf Henry Ashton los, der den ganzen Vorgang, Tommaso's ruhiges Sprechen und Francesca's wilde Aufregung mit steigendem Befremden wahrgenommen hatte und jetzt unwillkürlich zwei Schritte zurücktrat; „also höre nur zu, Du Heuchler und Lügner: No, no, no, no, no! So, nun hast Du's verstanden, nicht wahr? Ich will nicht, no, ich gehe nicht mit Dir, no! Und wenn Du mich als Deine Frau mit nach Deinem abscheulichen England hättest nehmen wollen, — no, no, no! lieber in's Kloster, als mit Dir; — no, verstanden? no, no!"

Diese in wachsender Wildheit mit dem entsprechenden Mienen- und Geberden-Spiel herausgestoßenen Worte blieben auf den Esquire in der That nicht ohne Eindruck, und wenn er auch weiter nichts verstand, als das ewig wiederholte „no", so war dies doch durchaus hinreichend, um ihn über Francesca's wahre Herzensmeinung aufzuklären, und ihre Erregung und ihr zorniges Auffahren waren so wenig nach seinem Geschmack, daß er in diesem Augenblick dachte, solch' ein Stück unverfälschten Neapolitanerthums sei denn doch in England nicht möglich, und es sei im Grunde recht gut, daß er nicht dazu komme, seinen leichtsinnigen Streich auszuführen und sie zu heirathen; es wäre doch wohl nicht zum Guten gerathen.

„Very well," sagte er in seinem ganzen britischen Phlegma, zündete sich seine kurze Pfeife an, schüttelte sich einen Moment, als ob er einen widrigen Eindruck, etwas Unschönes und Unfashionables von sich abschütteln wolle, nickte Tommaso zu und ging, behaglich vor sich hindampfend, breitspurig und sich in den Hüften wiegend, seines Weges.

Die Acquacedrataja aber hob die Fäuste drohend hinter ihm her in die Luft und machte ihrem gepreßten und schwer enttäuschten Herzen in einer Fluth von Meinungsäußerungen und Ausrufen Luft, die ihrem Naturell entsprachen und in dieser Umgebung und vor Zuhörern ihrer eigenen Nationalität keinerlei Anstoß erregen konnten, in einem englischen drawing-room sich aber höchst sonderbar ausgenommen haben würden.

Tommaso hörte sie eine geraume Weile hindurch ganz geduldig mit an, sagte dann aber, sich mit der Hand hinter den Ohren krauend: „Schade, daß Du's ein für allemal eben verschworen hast, je des Inglese Frau zu werden, und daß Du lieber in's Kloster gehen oder in den Vesuvkrater springen möchtest, als ihm nach England folgen, Cesca; denn daß ich Dir's nur gestehe, mit der Frau und den fünf Kindern hab' ich Dich nur foppen wollen, und unmöglich ist's nicht, daß er Dich als seine Frau hat mitnehmen wollen, und daß er garnicht verheirathet ist, — ich weiß nichts davon, die Wahrheit zu gestehen, — und

gesagt hat er nur kurz und bündig, er wolle Dich mit sich nehmen."

Die Acquacedrataja hielt in ihren Herzensergießungen überrascht inne und sah den Sprecher von der Seite her argwöhnisch an. Eine Ahnung, daß Maso ein falsches Spiel mit ihr gespielt hatte und daß sie sich zu weit hatte fortreißen lassen, dämmerte jäh in ihr auf. Er aber fuhr im größten Gleichmuth fort: „Nun, nun, Cesca, laß Dir's nicht leid sein, Mädchen, ich nehm' es nicht so genau mit dem, was Du gesagt hast. Es war nur so im Zorn herausgesprudelt, ich weiß, und wenn Du es jetzt bereust, so lauf' nur hinter ihm d'rein und frag' ihn, — der Portier im Albergo wird Dir dolmetschen, — wie er's denn eigentlich gemeint hat mit dem Mitnehmen nach England, ob Du seine Kindsmagd oder seine Frau werden solltest, als Frau gingest Du schon mit. Ich meinestheils verdenk' Dir's nicht, Cesca, und auch er, der Inglese, ist ein herzensguter Mensch und wird das Mißverständniß einsehen und Deine Grobheit entschuldigen, — wenn er's nämlich anders gemeint hat und Dich wirklich zur Frau will. Und Du darfst getrost die Schuld auf mich wälzen, Cesca, denn im Grunde war's ja ein dummer Spaß von mir, und ich hätte ihn erst selber fragen sollen, als was Du eigentlich mit ihm gehen solltest, ehe ich Dir's dolmetschte. Aber Du mußt Dich eilen, Cesca!"

Er konnte gut reden, der schlaue Tommaso! Er

kannte die neapolitanische Art und er kannte die Acquacedrataja: er wußte, die kleine Citronenwasser-händlerin von Santa Lucia wäre viel zu stolz, um einzugestehen, daß sie sich übereilt und geirrt habe. Seine scheinbare Gutmüthigkeit mußte sie in ihrem trotzigen Groll nur bestärken. So kreuzte sie denn die beiden Arme über der knospenden Brust und sagte wegwerfenden Tons, mit dem Anstand und der Hoheit einer Fürstin: „Ich ihm nachlaufen? Ich mich ihm aufdrängen? Für was hältst Du mich eigentlich, Maso? Ich mich diesem Menschen in die Arme werfen? Eher —"

„Du hast ihn freilich eine Amphibie, ein Krokodil genannt, Cesca," fiel Maso verschmitzt, gedehnten Tons ein, „und das zeugte nicht gerade von sonderlicher Zärtlichkeit für ihn, — aber wenn Du trotzdem Frau Krokodilin werden wolltest —"

„Maso, Du beleidigst mich," sagte die Acquacedrataja, die Stirn mit dem wirren Mohrenhaar stolz zurückwerfend.

„Oh, das sollte mir leid thun, Cesca," entgegnete er jetzt weich und zärtlich, „denn — bei Deinem Schutzheiligen, Cesca! — ich habe Dich von Herzen lieb, und wenn du wirklich diesem damn'd Englishman nicht nachlaufen willst —"

„Nun, Maso? Wenn ich das nicht will —?" fragte sie gedehnt, als er schwieg und seufzte, und sah ihn wieder von der Seite an und fand, daß er

doch wirklich ein auffallend hübscher Bursche sei und eigentlich der Hübscheste in ganz Neapel.

„Dann könntest Du ja auch meine Kindsmagd — will ich sagen: meine Frau — werden, Cesca, — denn wenn ich auch nicht reich bin, so bin ich doch auch kein Krokodil, und eher, als Du in's Kloster gehst und in den Krater da oben springst, nimmst Du am Ende noch mich zum Manne, Cesca."

Die Acquacedrataja ging auf den Sprecher zu, nahm ihn beim rechten Ohrläppchen und zauste ihn ziemlich derb daran. „Ein ganz geriebener Spitzbube bist Du, Maso," sagte sie, „und kein Krokodil. Giebst Du das zu?"

„Meinetwegen, Cesca," antwortete er und schaute d'rein, wie ein ertappter, armer Sünder, „aber wenn Du diesem Inglese hättest folgen wollen, — wirklich folgen wollen —"

„Nun? Dann?" fragte sie und zupfte immer weiter.

„Dann hätt' ich ihm mein Messer in den Leib gerannt, Cesca, — parola d'onore — Aber weil er Dich ja nur als Kindsmagd haben wollte —"

„Und Du mich belogst, Maso," fiel sie ein, ohne sein Ohr loszulassen.

„Und ich Dich sehr lieb habe, Cesca, sodaß ich Dich keinem Anderen gegönnt hätte, — ein Bischen lieb hast Du mich doch auch, Cesca?"

„Eh," machte sie und wiegte den Kopf hin und

her, „was Du Dir nicht einbildest! Es passirt. Als ihr Beide ankamt, dachte ich, es wäre mir leid, wenn ihr zusammengeriethet und Du etwas davontrügst, — an den Andern dacht' ich garnicht, das ist wahr; — aber Deine Spitzbüberei, Maso —"

„Hat ihm das Leben gerettet. Lebendig wäre er nicht mit Dir von hier fortgekommen! Und weil ich ihn geschont habe, könntest Du mich schon belohnen, Cesca."

„Womit, Spitzbube?"

„Mit — mit einem Glas Eiswasser, — womit denn sonst? Ich habe Durst bekommen."

Und sie ging an ihre citronengeschmückte Holzbude, die sie derweil an die Mauerbrüstung gelehnt hatte, und machte ihm ein Glas Eiswasser zurecht, und er stand neben ihr und hatte den einen Arm um ihren Leib gelegt und sie schüttelte ihn nicht ab. Und da sie nun mit ihren beiden Händen geschäftig hantirte und sich nicht wehren konnte, — sie hätte denn den Schneekübel fallen lassen müssen, — da küßte er sie auf den Mund. Und darüber sah sie sehr zornig aus und sagte: „Spitzbube, Betrüger" und Aehnliches mehr, ließ sich's aber doch gefallen, daß er sie noch mehrmals küßte und erst dann sein Glas leertrank und sie danach von Neuem küßte. Sie ließ das Alles über sich ergehen, — natürlich nur aus Groll gegen das Krokodil und darüber, daß sie sich hatte überlisten lassen. Mit dem Lebenstraum der Acquacedra-

taja war es an diesem Abend ein für allemal aus und vorbei; aber ein neuer, seliger Traum kam über sie und reifte seiner Erfüllung rasch entgegen unter diesem gnädigen Himmel Neapels und im Glanze seiner Sonne.

Henry Ashton, Esq. schrieb an jenem Abend in sein Reisetagebuch: „Sehr sonderbar. Machte mir allerlei Avancen und lernte „good morning, Sir“ sagen. Als es aber zur Entscheidung kam, wurde sie wüthend, beschimpfte mich und ging mit den Fäusten auf mich los. Am Liebsten hätte sie mich erdolcht. Scheint auch längst mit Tommaso versprochen zu sein. Verrücktes Volk. War aber auch eine verrückte Idee, solchen kleinen Dämon mitzunehmen. Hätte zwar Aufsehen gemacht, ich wäre aber auch meines Lebens nicht sicher gewesen. Vielleicht eine Sizilianerin. Wollen sehen.“

Am nächsten Morgen fuhr er mit dem Dampfer nach Messina hinüber. Ueber den Quai Santa Lucia aber scholl es hell und fröhlich: „Acqua cedrat'! Acqua! Acqua cedrat'!“ Es wird nicht lange mehr so schallen; Tommaso's Frau braucht keine Acquacedrataja mehr zu sein.

Unter'm alten Baum.

Nun bist du auch hin. Die Leute haben gesagt, du taugtest zu nichts mehr, seiest alt, innerlich abgestorben und hättest doch über kurz oder lang zu

Grunde gehen müssen. Die Leute wissen das besser, als ich; sie haben auch das Recht gehabt, Dich zu fällen, und ich habe keinen Einspruch erhoben, der dir ja doch nichts genützt hätte, weil du mir nicht zu eigen gehörtest. Aber wenn du wirklich alt und unbrauchbar geworden warst, hätte man dich meiner Meinung nach doch ruhig an deiner Stelle lassen müssen, bis deine Stunde geschlagen hatte, denn so macht man's ja bei den Menschen auch, von denen viele, so viele nicht sagen können, wozu sie eigentlich noch da sind, alte und junge. Auch will mir's nicht in den Kopf, daß du solltest alt und morsch geworden sein, denn was sind für dich ein paar hundert Jahre, in denen Geschlechter der Menschen aufwachsen, blühen und vergehen? Auch bist du ja jedes Jahr noch immer wieder grün geworden, wenn der Frühling kam, und nur mit jedem Jahre wurden es der trockenen Zweige, die keinen Saft treiben wollten, mehr, und vielleicht wärest du nach einer Reihe von Jahren überhaupt nicht mehr ausgeschlagen; aber das hätte ich nicht erlebt. Und wenn sie sagen, du seiest zu nichts mehr nütze gewesen, so darf ich auch das nicht zugeben, denn du hast einem alten Manne noch immer viel Freude gewährt, so viel, wie kein Mensch auf der Welt ahnen kann. Aber das wäre für den hohen Magistrat ja doch kein Grund gewesen, dich da stehen zu lassen, wo du standest, es sind vielmehr weit höhere Rücksichten maß-

gebend gewesen, denen du zum Opfer fielst, und ich muß mich bescheiden.

Aber eine Thräne darf ich dir vielleicht doch noch nachweinen, alter Baum; denn nun sie dich mit ihren Stricken aufheben, auf den Rollwagen laden und mit dir davonfahren und nur noch ein letztes, ersterbendes Rollen der breiten, eisenbeschlagenen Räder mir zum Fenster heraufschallt, ist mir's doch, als trügen sie da ein Stück Leben mit sich fort. Der Mann, der heute früh mit der Axt kam und mich im Fenster liegen sah, rief mir lachend herauf, von jetzt an würde ich's besser haben, die Sonne könne mir nun ungehindert in's Fenster hereinscheinen. Er hat ja Recht in seinem Sinne, aber er weiß nicht, daß der letzte Sonnenstrahl aus meinem Leben mit dem alten Baum verschwindet und daß meine Augen zu alt geworden sind, um das grelle Sonnenlicht zu vertragen, das die Zweige der Linde von mir abgewehrt haben. Wem die Sonne zu heiß in die Augen scheint, der muß sie schließen, und ich thue es nun wohl bald, um sie dann nicht wieder zu öffnen.

Es ist mir so sonderbar, daß der Alte hat gehen müssen, ehe ich ging. Der Welt Lauf wäre es freilich wohl, denn, als ich ein Kind war, hat er mit seinem dicken Stamm und seinem breiten Geäst schon vor dem Fenster geragt, und ich könnte nicht sagen, daß er damals bis auf ein paar trockene Zweige weniger anders ausgesehen hätte, als gestern noch;

aber eben deshalb hab' ich gemeint, daß er ein unvergängliches Dasein führen müsse, wenigstens für menschliche Berechnung, und daß ich ihn je würde überleben müssen, wäre mir nie in den Sinn gekommen. Und nun war er zu alt, zu unbrauchbar geworden, — das ist mir seltsam und wehmüthig.

„Siehst du, mein Junge," hat der Vater damals zu mir gesagt, als ich ein Kind war und ängstlich zum Fenster hinausschaute in den tobenden Gewittersturm und die zuckenden Blitze, „siehst du: die alte Linde steht völlig ungebrochen da und wartet ruhig, bis das Wetter vorüber ist, ob der Wirbelwind ihr auch ein paar Dutzend Blätter von den Aesten zerrt und die Krone zerwühlt und ihren Stamm erzittern läßt, — sie weiß ja, es muß doch alles Ungemach ein Ende haben, und harrt trotzig aus, bis die Zeit gekommen ist. Mach's ihr nach, mein Junge!"

Damals verstand ich ihn wohl noch nicht ganz, aber später, ja, dann hatte ich Gelegenheit, an die Worte zu denken und nach ihnen zu thun, soweit die schwache Kraft und das verzagte Menschenherz es zuließen. Ob der alte Baum mit mir zufrieden gewesen ist, der ich sein Schüler werden wollte? Wer weiß? —

Wie er in mein ganzes Leben hineingespielt hat, der alte Baum! Freud' und Leid hat er mit mir erlebt, hat immer in gleicher Art seine Zweige mir entgegengestreckt, die Vögel in seinem Laubdach zu mir

heraufsingen lassen, mich als Knaben und als Greis an dem gleichen Fenster gesehen. Er war mein ganzes Dasein hindurch viel für mich, ohne daß ich's selbst wußte, bis ich alt geworden war, und nun erst ganz, wo er nicht mehr ist. Als Kind war ich sogar der festen Meinung, daß die alte Linde nicht im Frühjahr grün werde, sondern daß es eben dann erst Frühling werden könne, wenn sie zu knospen begann; sie gab in meinen Augen ihm das Zeichen, daß es nun Zeit für ihn sei, und dann kam er auch. Und nun hatte ich wochenlang weiter zu beobachten, wie die Knospen barsten, wie sich das erste, junge Blatt aus der Hülle hervorkräuselte, sich dehnte und reckte, und wie es dann in seiner herzförmigen Gestalt und lichtem, saftstrotzenden Grün in die blaue Maienluft hinausschaute und sich vom Winde leise schaukeln ließ, bis die hochsommerliche Gluth es dunkler färbte, der Wegstaub es mit einer dichten, hellgrauen Kruste überzog, die der Gewitterregen wieder abwusch, und wie dann das Blatt sich gelb zu färben begann, und wie endlich der Oktobersturm es in seinem Wirbel davonriß, über die Erde hinjagte und mit sich entführte, — wer weiß, wohin? eins nach dem anderen, bis die alte Linde kahl war, und sich dann der erste, schimmernde Reif auf ihre Zweige legte, bis sie an kalten, klarsonnigen Wintertagen glitzerte und funkelte, wie ein Märchenbaum.

Es war das uralte Lied vom Werden und Ver-

gehen, das der Baum schon in meine Kinderjahre unmerklich hineinrauschte, und ich hab' es von ihm gelernt, daß ebensoviel Tröstliches als Schwermüthiges darin liegt. Auch mit der eigenen Vernichtung stirbt das Geschlecht nicht aus, dem wir angehören, sondern geht durch die Jahrhunderte weiter; nicht wir sind unsterblich, aber die Menschheit ist's.

Und die Linde vor'm Fenster bot mir noch mehr, als das jährlich sich erneuernde Schauspiel ihres Grünens und Absterbens. Im Winter saßen die Sperlinge scheltend und krakehlend auf den bereiften Aesten und warteten, bis ich ihnen ihr Futter auf dem Fenstersims ausstreute. Weh' mir, wenn ich's vergaß; sie lärmten und wetterten dann über meine Fahrlässigkeit den halben Tag hindurch. Im Sommer gab es vornehmere Gäste. Hoch oben im Lindenwipfel hatte mein Vater ein Brutkästchen angebracht, das in jedem Frühling von dem gleichen Amselpaar bezogen wurde, das uns durch seine Lieder seinen Miethszins entrichtete. Und dann zog im Junimond der Lindenblüthenduft, der fast berauschend uns in die Fenster hereinwogte und den ich lebenslang vor allen andern Wohlgerüchen der Bäume und Blumen geliebt habe, bunte Falter und surrende Hummeln an, und es war allezeit ein reges Schwirren und Summen in dem rings überblühten Baum. Wir lernten so im Kleinen dem geheimnißvollen Weben der Natur seine reizvollen Wunder ablauschen, uns einer höheren Macht beugen,

die auch in unserm alten Baum den Saft treiben und die Knospen aufbrechen ließ, und unser Gemüthsleben stand so in seltsamer Wechselbeziehung zu dem stummen Leben der Linde vor unserem Fenster. Unter der Linde drunten haben wir oft gespielt. Damals stand unser altes Haus noch nicht in der geradlinigen Zeile von Gebäuden aufgereiht, wie heute, sondern es lag abseits von den großen Verkehrsadern der Stadt auf einem Terrain, das durch die gefallenen Befestigungen der Stadt erst für den Weiterbau und die Ausdehnung gewonnen worden war und auf dem es nun wie ein einsamer, vorgeschobener Posten stand, während die Baustellen ringsherum noch zum Verkauf standen. Erst allmälich sind sie dann benützt worden, und bis wir Nachbarn erhielten, währte es lange Zeit. Damals waren auch noch keine Trottoire vor den Häusern entlang gelegt, und die alte Linde war noch nicht bis an ihren Stamm mit Steinen umgeben, daß es aussah, als wäre sie aus ihnen emporgewachsen. Sie stand noch ganz frei damals, — aber das ist lange her. Mein Vater war Lehrer an der Vorstädtischen Schule, die ich anfangs selber auch besuchte, bis meine Eltern nach dem Tode mehrerer älterer Geschwister beschlossen, mich etwas Ordentliches lernen zu lassen, mich womöglich zu einem Studirten zu machen. Sie brauchten ja nun soviel weniger zum Leben und konnten mehr für mich thun, als früher ihnen gestattet gewesen wäre. Meiner Freundschaft für Hans und

Martha that es übrigens keinen Abbruch, daß ich dann in eine gelehrte Schule kam und Latein lernte. Im Gegentheil: wir hielten damals nur noch fester zusammen. Sie wohnten eine Treppe unter uns, der Vater war Werkmeister in der nahegelegenen, großen Maschinenfabrik und hatte ein gutes Einkommen, von dem er, wie meine Eltern oft sagten, schon etwas für seine Kinder zurücklegen konnte, während sie selbst im Jahre soviel verbrauchten, wie es ihnen einbrachte. Aber der Werkmeister Freihold dachte deshalb doch nicht daran, seinen Sohn auch auf eine Lateinschule zu bringen oder gar ihn dereinst studiren zu lassen, vielmehr blieb er auf der städtischen Bürgerschule und sollte einmal ganz das Gleiche werden, wie sein Vater, wenn möglich auch wohl noch mehr, aber jedenfalls in der gleichen Branche. Etwas Bedeutendes steckte ja wohl jedenfalls in dem Jungen, denn Hans Freihold war der eigentliche Mittelpunkt in dem Hause, um den sich Alles drehte, er gab überall den Ausschlag, ordnete Alles nach seinem Willen und wurde von Allen vergöttert, nicht nur von seinen Eltern und von Martha, auch von den übrigen Bewohnern des Hauses, mich mit eingerechnet; und wenn es einen gab, der dazu bedenklich den Kopf schüttelte, so war es nur mein Vater, der zuweilen prophezeite, aus dem Werkmeisterjungen könne nicht viel werden, denn den verderbe man systematisch von Grund aus. Aber gut war er ihm auch trotzdem.

Und wie wäre das auch wohl anders möglich gewesen? Einen hübscheren, aufgeweckteren, übermüthigeren und liebenswürdigeren Jungen fand man nicht so leicht zum zweiten Male. Er hatte einen lichtbraunen Lockenkopf und unter der hellen Stirn ein paar blaue Augen, aus denen soviel Schalkhaftigkeit, Lebenslust und sieghaftes Selbstbewußtsein blitzten, daß man nicht oft genug hineinschauen konnte. An den alten Baum knüpften sich die Erinnerungen all' unserer Kinderspiele und Jugendstreiche, an denen wir alle drei betheiligt waren, bei denen aber Hans Freihold immer die erste Rolle spielte, weil sich das so von selber verstand. Im Schatten der Linde haben wir zur Sommerzeit auch manche von unseren Schularbeiten gemacht und dort haben wir uns gemeinsam in die Wunderwelt unserer Jugendschriften vertieft, sind wir später bis zu unsern großen Dichter vorgedrungen. Ich weiß noch ganz gut, wie Martha's Kinderaugen leuchteten, wenn ich ihr, an den Stamm unseres alten Baums gelehnt, Schiller'sche Gedichte und Dramen vorlas! Das war dann freilich nicht immer nach Hans Freihold's Geschmack, und er stahl sich oft leise davon, um anderen Beschäftigungen nachzugehen. Uns aber rauschte der Lindenwipfel märchenhaft in die Träume unserer jungen Seelen hinein. So kann ich mir, soweit ich auch zurückdenke, kaum ein Begebniß aus meiner Jugendzeit vorstellen, das nicht mit dem alten Baum vor unserem Hause innig

verknüpft wäre. Er spielte in Alles mit hinein, was unser Leben ausmachte, wir konnten uns nichts ohne ihn denken, was uns Herz und Sinne hätte bewegen sollen; immer mußte er sein schützendes Blätterdach über uns ausbreiten, immer mußten wir vom Fenster aus zu ihm hinüberblicken, jede Wandlung an ihm aufmerksam verfolgen, ihn jubelnd begrüßen, wenn wir zu ihm zurückkamen. Er war uns das Wahrzeichen und der Schutzgeist unseres Hauses, ich möchte sagen: er war in unser Dasein mit hineingewachsen.

Ich hatte mir's auch angewöhnt, dann und wann mich in seine Blätterkrone hinaufzuschwingen. Oben wußt' ich ein lauschiges Plätzchen, wo ich, rings vom Laubdach umschlossen, saß und träumte und von der Welt so wenig sah, wie sie von mir. Es mußte freilich Hochsommerszeit dazu sein. Wenn ich dann emporschaute, lag ein Stück blauen Himmels über mir, von dem Geräusch des Lebens drang zwar jeder Ton zu mir herauf, aber das lag doch Alles weit, weit unter mir und von mir fern. Dort oben hin flüchtete ich mich, wenn ich einmal ganz allein sein wollte, denn auch danach stand mir der Sinn bisweilen. Kein Mensch wußte dann, wo ich eigentlich sei, und wenn ich heimlich wieder herabgestiegen war und man mich fragte, wo ich gewesen, gab ich leichthin zur Antwort: „Im Grünen." Aber der Wald, in den ich hätte wandern können, lag weit ab.

Dort oben im Lindenwipfel hab' ich auch meine ersten Verse gedichtet. Sie waren sehr kläglich, und Niemand hat sie je gesehen. Aber sie galten Martha und stammelten das Geständniß einer ersten, jungen Liebe in wunderlichen Reimen, und mein Herz bebte dabei in seltsamer Wonne und in seltsamem Weh. Gesprochen haben wir einander damals nie von unserer Liebe, aber es war so natürlich, daß wir uns liebten und daß wir uns für einander bestimmt glaubten. Wir paßten so gut zusammen. Der Gedanke, daß wir uns je hätten trennen können, war undenkbar für uns, und wie eine stillschweigende Verabredung stand es zwischen uns, ja, wie ein Schicksal sahen wir es an und trugen wir's, wir würden einmal Mann und Frau werden. Ich glaube, von den Anderen dachte auch Jeder so und fand es Jeder ebenso selbstverständlich, wie wir.

Wann es aber unter normalen Verhältnissen dazu gekommen wäre, daß Martha von mir erfuhr, was sie für mich war, — das weiß ich kaum selber. Ein schüchterner und täppischer Gesell war ich ja allezeit und hätte es vermuthlich immer weiter und weiter hinausgeschoben, ein ernstes und ehrliches Wort mit ihr zu reden. Aber da kam mir ein Anderer zu Hülfe, auf den ich nicht gerechnet hatte. Das war der Sohn des Fabrikherrn, in dessen Etablissement Martha's Vater angestellt war, ein junger, vornehmer Geck, der das Mädchen ein paar Mal gesehen hatte

und dem sie gut gefiel. Er ging etwas rascher und entschlossener zu Werke, als ich. In der Stadt lief er ihr nach, sprach sie an, wo sie ging und stand, sagte ihr Schmeicheleien und sah ihr verliebt in die Augen. Das Alles wurmte mich schon längst, aber ich ließ es doch gehen, weil ich nicht wohl anders konnte. Martha würde ja wissen, ihn los zu werden, dacht' ich. Als ich aber einmal wieder hoch oben im Lindenwipfel saß und Welt und Menschen vergessen hatte, hört' ich Stimmen drunten, die mich gewaltsam aus meiner Traumversunkenheit emporrissen. Es waren Martha und ihr Verfolger, die da sprachen. Er redete von seiner Leidenschaft für sie, und sie wehrte ihn halb entrüstet, halb ängstlich ab. Sie verstand wohl kaum, was er sagte und was er von ihr begehrte, nur der heiße Flüsterton seiner Stimme und seine glühenden Blicke flößten ihr Furcht ein, und sie stieß immer nur heraus: „Lassen Sie mich, — aber so lassen Sie mich doch" —

Eine Weile ertrug ich das in ohnmächtiger Wuth, die mir das Herz zusammenkrampfte und mich die Fäuste ballen ließ. Dann aber hörte ich den Laffen bitten: „Geben Sie mir doch wenigstens einen Kuß, Martha, — einen einzigen Kuß! Seien Sie nicht so spröde, so hartherzig, — oder" — Da hielt ich mich nicht länger. Ich hörte nicht mehr, wie er seinen Satz beendete, ich hatte den Zweig über mir mit meinen beiden Händen ergriffen, schwang mich herab,

glitt am Stamm der Linde nieder und stand plötzlich, wie wenn ich geradeswegs vom Himmel herabgefahren wäre, zwischen den Beiden, die mit einem Aufschrei schreckhafter Verwunderung zur Seite wichen. Meine Brust keuchte, ich glaube, die Augen quollen mir aus den Höhlen, und der Schaum stand mir vor dem Munde. Ich war maßlos in meiner Erregung. Mit vorgestemmten Armen ging ich auf den Burschen los, wie wenn ich ihn zu Boden schmettern wollte. „Sie, — Sie wagen es?“ schrie ich ihm entgegen, „Sie? Wissen Sie auch, daß ich Sie eher tödtete, als das mit ansähe? Machen Sie sich davon, wenn ich Ihnen gut rathen soll, und das schnell, schnell, — oder ich vergesse mich. Dies Mädchen aber lassen Sie fortan ungeschoren, wenn Sie es nicht mit mir zu thun haben wollen; dies Mädchen steht unter meinem Schutz, verstehen Sie? Sie ist mir anvertraut, — mir allein! Und wehe Ihnen, wenn Sie ihr je noch einmal zu nahe kommen!“

Er suchte nach einer Antwort, biß die Zähne zusammen und wollte gehen. Dann drehte er sich aber doch noch einmal um und fragte mit boshaftem Lächeln: „Fräulein Martha ist also wohl Ihre Braut?“ „Ja wohl, meine Braut!“ rief ich zurück und weiß noch heute nicht, woher ich den Muth dazu plötzlich nahm.

„Adieu denn, Fräulein Studentenbraut!“ lachte er und ging eilfertig davon und schwenkte noch seinen

Hut. Und dann waren wir allein, Martha und ich. Ich glaube, wir ſtanden eine geraume Zeit hindurch da, wie angewurzelt an der nämlichen Stelle, und ſprachen kein Wort und wagten nicht einander anzuſehn, ja, kaum zu athmen. Es hatte uns alle Beide mit einem Male durchſtrömt, wie eine ſüße, heilige Kraft, und doch brannte uns die heiße Scham in den Wangen und im Herzen. Wie es dann gekommen, weiß ich nicht mehr. Martha's Finger hatten, glaub' ich, meine Hand berührt, und der Zauber, der uns gefangen gehalten, war gebrochen. Der alte Baum über uns flüſterte im Abendwind und das Blätterrauſchen, das uns ſeit Kindertagen vertraut geweſen und uns Beiden gleicherart die Seele weich ſtimmte, überhallte die Worte, die unſere Lippen ſtammelten und in denen ſich ſchlicht und aufrichtig offenbarte, was ſich uns im tiefſten Grunde unſerer Herzen regte. Alte Linde! du allein haſt uns belauſcht, als ſich damals zum erſten Male unſere Lippen fanden, durch dein blüthenduftiges Gezweige ſind die dämmernden Mondſtrahlen niedergeglitten, in deren märchenhaftem Licht wir Arm in Arm über die ſtille Wieſe wandelten und nach Worten rangen, um das auszuſprechen, was unausſprechlich war. Unter deinem Schatten iſt ſie uns Beiden traumgleich hingegangen, die Zeit unſrer jungen Liebe, und es hat mir das alte Herz immer noch hell und froh gemacht, wenn ich dich anſchauen durfte, du einziger Zeuge verklungener, ſchöner, unver-

gleichlicher Lebensstunden. Heute trägt Keiner mehr das Gedächtniß daran, als ich allein — —

Ich war damals Student geworden und besuchte die kleine Universität unserer Vaterstadt, meine philologischen Studien zu betreiben. Die Eltern hätten mich gern zum Geistlichen gemacht, aber mir stand der Sinn mehr nach meinen alten Klassikern, denn nach der Exegese der Evangelienbücher. Wie die Welt so groß und so sonnig damals vor mir lag! Ein Studium, das meinen Geist voll und ganz ausfüllte, und daneben die treue, junge Liebe zu der Kindheitsgefährtin, die so heiß erwidert ward, — wie hätte mir das Leben nicht tausend holde, lockende Zukunftsbilder vor der Seele heraufbeschwören sollen? Wenn ich jetzt meine Lieder hoch oben im Lindenwipfel dichtete, klangen sie nur noch von Lenz und Liebe.

Hans Freihold, der die Gewerbeschule schon eher verlassen hatte, als ich das Gymnasium, um das Polytechnikum in der Hauptstadt zu besuchen, kam damals in der Vacanz heim. Er war mir völlig fremd geworden, wenn er mir auch mit einer gewissen burschikosen, nonchalanten Freundlichkeit entgegenkam. Ich fand etwas Zerfahrenes und Haltloses in seinem Wesen, das mich umsomehr abstieß, als ich gerade damals so fest, treu und sicher auf mein Ziel blickte und losging, wie nie zuvor. Dabei aber hatte sich das Bestrickende, das in seiner ganzen Erscheinung und seinem Auftreten lag, um nichts vermindert, eher

noch gehoben; nur ich war gewappnet dagegen, die Anderen ließen sich von ihm nach wie vor bezaubern und leiten. Auch wurde mir bald genug klar, daß er die Neigung seiner Schwester zu mir durchschaute und daß sie ihm nicht recht war. Wie er selber hoch hinaus wollte, so hatte er auch für sie eine ganz andere Zukunft im Sinne, als die an der Seite eines städtischen Gymnasiallehrers, dessen Gehalt gerade ausreichte, um anständig mit seiner Familie zu hungern. Wir Beide geriethen sogar ein paar Mal um Kleinigkeiten aneinander, und es lag in der Natur der Sache begründet, daß dabei ich den Kürzeren zog. So trennte Martha und mich die Anwesenheit ihres Bruders, dem sie mit so schwärmerischer Liebe anhing, wie früher, eher noch zärtlicher und hingebender. Sie blickte zu ihm allezeit bewundernd empor, und da mich das verdroß, hielt ich mich meist fern. Der alte Baum hat mich damals oft als Grollenden und Murrenden in seinem Wipfel beherbergt.

Als Hans Freihold dann wieder fortging, folgte ich ihm bald. Die Fortführung meiner Studien bedingte, daß ich eine andere, größere Universität bezog, und mein Vater, der ein ausreichendes Stipendium für mich erlangt hatte, rieth mir dazu, weil er meinte, ich würde sonst im Engen verkümmern und an Einseitigkeit haften bleiben. Ich sollte zum ersten Male etwas von dem sehn, was außerhalb der alten Mauern unserer Stadt lag. Unter der Linde nahm ich von

Martha Abschied. Wir gelobten uns nichts und sprachen nicht von der Zukunft. Aber ihr braunes Auge stand in Thränen, und unsere Lippen glühten heiß aufeinander. Es war im Frühherbst, vom alten Baum über uns rieselten die ersten, welken Blätter, und ich weiß nicht, warum es bei diesem geisterhaften Laut, den ihr Fallen verursachte, mich so eigenthümlich durchschauerte. Es ist eben ein eigen Ding um den Abschied. Wer weiß, ob und wann man sich wieder=sieht? Wir Kinder der Menschen sind ja auch nur wie die Blätter eines Baumes, der da frühe welk wird und abstirbt —

Draußen nahm mich das Leben in seine ernste und strenge Schule. Es kam eine schwere Zeit. Mein Vater starb, und ich war der einzige Ernährer meiner Mutter, die mit einer dürftigen Pension zurückblieb und ohne mich hätte darben müssen. Nicht einmal dann reiste ich heim. Damals reiste es sich eben nicht so leicht, wie heute, und die großen Kosten einer solchen Heimfahrt waren besser anzuwenden. Ich suchte durch Privatunterricht Verdienst und sandte meiner Mutter, was ich mir absparen konnte. Von Martha hörte ich selten. Wir schrieben einander nicht, weil das heimlich vor ihren Eltern hätte geschehen müssen, die von unserem stillschweigenden Verlöbniß nichts wußten und es schwerlich gebilligt hätten, so lange ich Student war. Dann raffte sie Beide frei=lich kurz nacheinander eine Epidemie fort und ich

schrieb der Verwaisten einen langen Trost- und Liebes-Brief, aber auch darauf kam keine Antwort, und da ich durch meine Mutter erfuhr, daß Hans Freihold nun vom Polytechnikum zurückgekommen sei, eine Stelle in der Müllner'schen Fabrik angenommen habe und mit seiner Schwester gemeinsam im alten, einsamen Hause mit der Linde vor den Fenstern Wirthschaft führe, konnte ich mich darüber kaum wundern.

Die Mutter schrieb nie in sonderlich freundlichem Ton von Hans; er spiele den großen Herrn, hieß es, und wenn er auch wegen seiner anerkannten Tüchtigkeit eine einkömmliche Stellung als Ingenieur in dem großen Fabrik-Etablissement bekleide, begreife man doch nicht recht, wie er den Aufwand bestreiten könne, den er treibe und in dem er mit den reichen Kaufmannssöhnen unserer Stadt wetteifere. Von Martha stand in den Briefen meiner Mutter nie etwas. Nur einmal hatte sie kurz erwähnt, daß sie mich grüßen lasse, und dann hinzugefügt, das Mädchen stehe ganz unter dem Einfluß des Bruders, in dem sie nach wie vor ihren Abgott sehe. Das war wohl keine tröstliche Auskunft, und ein Anderer hätte aus Martha's Verstummen mir gegenüber einen traurigen Schluß gezogen. Ich aber vermochte das nicht. Mein Herz schlug zu wahr und treu, in zu reiner Liebe für sie, und der Gedanke, daß sie je den heiligsten Empfindungen ihres Innern könne abtrünnig werden und vergessen, wie heiß unter dem alten Baum vor unserem

Hause unsere Lippen aufeinandergeglüht hatten, lag mir allezeit fern. Was zwischen uns seit Kindertagen gewesen war, das ließ sich niemals mehr ungeschehen machen. Die Scham, meinte ich, verschließe Martha den Mund, und sie harre mein in bräutlichem Verlangen Tag um Tag.

Um jene Zeit war's, daß man das Ansinnen an mich stellte, einen jungen Prinzen aus einer der Seitenlinien unseres Herrscherhauses als Hofmeister auf Reisen zu begleiten. Einer unserer Professoren, der Erzieher bei des Prinzen Vater gewesen war, hatte mich in Vorschlag gebracht und redete mir zu, die Ehre nicht von mir zu weisen, wie ich's am Liebsten gethan hätte, da hernach für meine ganze spätere Laufbahn bestens gesorgt sein würde und ich, wenn ich über Jahr und Tag heimkomme, eine Stellung einnehmen könnte, die ich auf anderem Wege kaum nach einem Jahrzehnt erlangen möchte. Diese Erwägungen, zu denen auch meiner Mutter entschiedenes Zurathen kam, bestimmten mich, den Ruf anzunehmen; daß bei mir nichts so sehr den Ausschlag gab, als der Gedanke, Martha eine gesicherte und ehrenvolle Zukunft bieten zu können, wenn ich zurückkehrte, versteht sich wohl von selbst. Nur um ihretwillen konnte eine ehrgeizige Regung mich heimsuchen. So trat ich denn schweren Herzens mein neues, verantwortliches Amt an, ließ Martha einen Gruß entbieten und sagte der deutschen Heimath Lebewohl.

Ich bin dann viel in der Fremde umhergezogen und das Reisen bot unter damaligen Verhältnissen noch weit mehr des Genusses, als heute bei dem rastlosen Rennen und Jagen der Touristenwelt. Aber davon will ich heute nichts erzählen, wo es mir nur danach um's Herz ist, dem alten Baum ein Abschieds=wort nachzurufen, der so eng mit meinem Leben, Lieben und Leiden verwachsen ist. Nur dankbar will ich es anerkennen, daß ich viel gesehen und gelernt habe und daß mich mein Entschluß niemals gereut hat. Freilich fiel eine schwere Zeit in jene Reisejahre; denn als wir in Südspanien überwinterten, traf mich die Nachricht vom Tode meiner Mutter, und als der Brief, den ein Bruder von ihr an mich schrieb, zu mir gelangte, lag sie schon lange in der Erde, ohne daß ich's gewußt hatte, und ich konnte nicht mehr zu ihr und hatte in der Fremde Niemanden, bei dem ich mich hätte ausweinen können. Das waren dann bitterschwere Wochen. Und daß ich nun in das Haus mit dem alten Baum vor der Thür garnicht mehr hineingehörte, da von den Meinen Keiner darin wohnte, wollte mir auch garnicht in den Kopf, ja, als mir der Onkel, der als Pastor in einem nahegelegenen Dorfe wohnte, mittheilte, er habe die elterliche Wohnung anderweit vermiethet, da traten mir die Thränen in die Augen. Ich konnte mir's nicht denken, daß ich daheim einmal anderswo wohnen solle, als angesichts meiner alten Linde, und alle die wunderbaren, fremd=

artigen Bäume, die ich unterwegs sah, erschienen mir gar unansehnlich und unschön jenem gegenüber, der meiner Kindheit gerauscht und mein junges Liebesglück geschirmt hatte.

Und endlich kehrten wir heim. Der junge Prinz sollte nunmehr die Universität beziehen, um die Rechte zu studiren, mir aber, der ich schon vor unserer Abreise mir den Doktorhut erworben hatte, stellte man anheim, ob ich mich an der Hochschule habilitiren oder an einem Gymnasium eine vakante Stelle einnehmen wolle, um hier wie dort mir zum Fortkommen behülflich zu sein. Ich aber, der von seinem Reisesalair ein Erkleckliches erspart hatte, erbat mir zunächst Bedenkzeit und ging in Ferienlaune, meiner heißen Sehnsucht folgend, die ich nicht länger meistern konnte, in meine Vaterstadt zurück. Was ich dort suchte, sagte ich mir nicht in Worten, aber mein klopfend Herz hätt' es doch Jedem verrathen.

Daheim fand ich freilich Vieles, ja, Alles verändert. In dem einsamen Hause, vor dem die Linde noch stand und mich grüßte, wohnte Keiner mehr, den ich kannte. Auch Hans und Martha nicht. Und da ich mit stockender Zunge nach ihnen fragte, hieß es, sie wohnten weiter drüben in einem von den neuen Häusern, die nahe der großen Fabrik inzwischen aus der Erde emporgewachsen waren, moderner und comfortabler, als das unsere. Das war mir seltsam; von dem alten Baum hätte ich mich so leicht nicht getrennt.

Ja, als ich erfuhr, es stehe ein Zimmer im Hause droben leer, und wenn ich wolle, könne ich es beziehen, da man mir's auch auf wenige Tage lieber vermiethen wolle, als es fernerhin unbenutzt lassen, besann ich mich nicht lange, sondern hielt mit meinen wenigen Habseligkeiten jauchzend in kindischer Heimathsluft meinen Einzug an altgewohnter Stelle. Und die Linde rauschte mir freundlich Willkommen.

Da ich die alte Hauswirthin nun nach mancherlei Fragen über meiner Mutter letzte Lebenstage auch nach Hans und Martha auszuforschen begann, sah sie mich sonderbar scheu an, zuckte die Achseln und wollte mir nicht Rede stehn. Das regte mich wunderlich auf. Aber als ich sie geradeheraus fragte, ob Martha noch unvermählt sei, — wie mir das Herz bei der Frage schlug! — da bejahte sie's, nur mit einem finsteren Ausdruck im Gesicht, den ich mir nicht zu deuten wußte. „Und Herr Hans Freihold ist ein gemachter Mann geworden," setzte sie dabei rasch hinzu, „ja, er ist Associé bei dem alten Herrn Kommerzienrath Müllner, an Stelle von dessen ungerathenem Sohn, der mit einer lockeren Dirne auf- und davongegangen ist, und vielleicht wird er einmal sogar Herr der Fabrik, — wer weiß? Sofern er sich mit seinem heillosen Aufwand nicht vorher noch in Grund und Boden wirthschaftet! Aber der Junge hat einmal Glück gehabt, nicht wahr? Wer das gedacht hätte! Und dem alten Werkmeister Freihold wär's wohl zu

gönnen gewesen, das noch zu erleben. Die junge Eugenie Müllner — Sie müssen sie ja auch noch kennen, sie ist in Ihrem Alter, und ein häßliches Ding war sie allezeit, das muß wahr sein, aber sie war eben des Kommerzienraths Müllner Tochter, — nun, die häßliche, kleine Eugenie ist des Hans Freihold Frau geworden. Sie hat's ja partout so gewollt, und wer kann ihr das verdenken, da der Hans ein so hübscher, gescheidter Junge geblieben ist, wie er's von jeher war, — und er — nun, er hat wohl gesehen, wie häßlich sie war, aber da der Alte sich von der Tochter beschwatzen ließ, ihn zum Schwiegersohn und zum Associé aufzunehmen, da hat er nicht Nein gesagt, dazu war er zu klug. Und er entschädigt sich ja auch wohl außerhalb des Hauses dafür, daß er eine so garstige Frau hat, — du lieber Gott, wie Tag und Nacht sind die Beiden zusammen, und die Frau Eugenie kann froh sein, daß ihr der Himmel Kinder versagt hat —"

Ich ließ mir das Haus bezeichnen, in dem Martha bei ihrem Bruder wohnen sollte, und machte mich dorthin auf den Weg. Mir war das Herz übervoll von allem Gehörten und wunderlich kreisten die Gedanken in mir. Aber der Schluß von Allem, was ich dachte und empfand, war doch immer der: Martha ist unvermählt geblieben, Martha wartet auf mich! Und nun stand ich vor dem großen, neuen, vornehmen Hause mit dem kleinen, schattigen Garten davor und

drückte meine heiße Stirn eine Weile gegen die kalten Gitterstäbe. Dann sah ich sich in der kleinen Gaisblattlaube am Ende des Gartens zwischen dem dichten Gerank etwas regen, — ein helles Kleid schimmerte durch's Laubgrün, und ich öffnete die Pforte, die rasselnd hinter mir in's Schloß fiel. Nach fünf hastigen Schritten über den kiesbestreuten Gartenweg hin stand ich vor dem Eingang der Laube. Ein Blick auf die dort von der Bank emporgeschnellte Frauengestalt belehrte mich, daß es Martha sei und — daß es auch doch wieder Martha nicht sei. Es war ihre feingliedrige Gestalt, — aber ihr Auge war glanzlos, ihre Züge waren eingefallen und vergrämt, um ihren Mund zuckte ein bittres, schmerzliches Lächeln, — es war Martha, aber die Martha von früher war es nicht mehr, nur noch ein Schatten von ihr, eine Erinnerung an sie. Aus diesem blassen Antlitz, an dessen Schläfen das blaue Geäder sichtbar hervortrat und dessen Augsterne wie von einem trüben Nebel überschleiert schienen, sprachen Jammer, Scham, Weh und Verzweiflung. Ich stand ihr gegenüber und sah das Alles mit einem einzigen Blick, und eine namenlose Qual schnürte mir die Brust zusammen. Sie aber stand reglos, wie gebannt durch mein plötzliches Erscheinen, und preßte die Lippen aufeinander und athmete kaum. Sie hatte mich gleich erkannt, schon ehe ich ihren Namen leise in die stille Luft hinausrief, doch kam der meine nicht als Antwort von ihr

zurück. Nur ein leichtes, fast demüthiges Neigen der Stirn galt mir als stummer Gruß.

Und dann hob ich in seltsamer Beklemmung zu reden an. Ich sprach zu ihr von der Vergangenheit, von unseren damaligen Plänen, Wünschen und Hoffnungen, von meiner Liebe, die unwandelbar in meiner Brust mir treu geblieben sei, und von meinen Aussichten für die nächste Zukunft. Sie hörte das Alles mit an und gab durch nichts kund, daß sie mich begreife, ja, sie blickte auch nicht ein einziges Mal auf. Das machte mich endlich selbst in banger Scheu verstummen. Und wieder standen wir einander schweigend eine Weile in der dämmerigen Laube gegenüber, bis ich traurigen Tons fragte: „Und Du hast keine Antwort für mich, Martha, — kein einziges Wort zur Erwiderung?“ Da sah sie thränenfeuchten Auges sekundenlang zu mir auf, wie in herzbrechendem Weh, schüttelte den Kopf und sagte langsam, mit einer mir ganz fremden Stimme: „Nein, Kurt, Du bist zu spät gekommen, — viel zu spät. Jetzt kann ich die Deine nicht mehr werden. Geh' also und vergiß mich, — ich bin Deiner seit Langem nicht mehr werth, hätte Dich am Liebsten nie mehr wiedergesehn und flehe Dich jetzt nur um Eins an: „Geh', verlaß mich, frage mich um nichts und komme nie wieder, — nie, nie!“

Sie wollte an mir vorüber auf das Haus zu, ich aber griff nach ihrer Hand, hielt sie fest und sprach zu ihr — ich weiß nicht, was? Aber die Worte

kamen mir aus dem Innersten herauf und sprudelten mir über die Lippen. Ich redete ihr von Liebe und Versöhnung, von meines Herzens heißesten Wünschen, vom Vergessen und von der neuen Zukunft. Ich wollte sie in der überwallenden Leidenschaft des Augenblicks an mich ziehn, — sie jedoch riß sich mit schier übermenschlicher Anstrengung los, sah mich mit einem Ausdruck des Entsetzens an, hob mir wie abwehrend ihre beiden Arme entgegen und entfloh in's Haus, die Thür hinter sich verriegelnd. So schlich ich mich, aus meiner dumpfen Betäubung mühsam erwachend, leise davon.

Wie es in meinem Innern damals aussah, — wer vermöchte das zu beschreiben? Jahrelang hatte ich mich auf dies Wiedersehn gefreut und sehnend danach ausgeschaut, wie der Wüstenpilger nach der Oase, die ihm Rast und Labung bieten soll, — und nun, und nun! Die Pforte schloß sich vor mir, ich war ausgestoßen aus dem Paradiese. Warum? Weil ich zu spät gekommen, hatte sie gesagt. Rechnet denn die Liebe nach Stunden, Tagen und Jahren? Schwindet sie, wie die Zeit schwindet? Ist sie nicht die Eine und die Ewige in allem Wechsel der Welt? Dann war sie wohl die rechte Liebe auch nicht gewesen. Weil ich zu lange ausgeblieben war, hatte sich Martha's Herz einem Anderen zugewandt, und dieser Andere hatte sie verlassen. Durfte ich daran zweifeln, wenn ich in ihr kummerblasses Antlitz schaute? Aber

was kümmerte das Alles mich und meine Liebe? Ich, ich liebte sie noch, wie ich sie einst geliebt hatte — Der Abend kam und ich saß am Fenster meines Zimmers im einsamen Hause und blickte in die Blätterwirrniß der alten Linde in stummem Grübeln und Brüten. Da kam's wie ein Kindheitsverlangen über mich, und ich meinte, droben im Baumwipfel, wo ich so oft glückselige Stunden verlebt, müsse mir's wiederum wohl werden, wie einst, und klar in der Seele. Da schwang ich mich, als die Nacht über der Welt lag und Niemand mich sah, hinauf und barg mich hoch oben im Laubsitz und kauerte mich zusammen und fühlte mich sicher und weltabgetrennt und wohlig und frei.

Nach einer Weile aber kamen Schritte den Weg herauf, den ich heute zwei Mal in so verschiedenartiger Stimmung zurückgelegt, mein Auge gewahrte hinabspähend zwei Gestalten, und gleicherzeit fing mein Ohr Worte von ihnen auf, die mich mit angehaltenem Athem weiter lauschen ließen, da es mein eigener Name war, den ich gehört. Und die gleiche Stimme, wie vorher, die gleiche auch, die heute so fremd und traurig zu mir geredet hatte, sagte: „Ihn betrüge ich nicht, — ihn nicht."

Mir stand das klopfende Herz still. Und die beiden Gestalten blieben auf ihrem Gange gerade unter der alten Linde stehn, und eine männliche Stimme, die ich gleich wieder erkannte, so lange ich

sie auch nicht mehr gehört, fiel rauh und hastig ein: „Und was soll daraus werden, Närrin? Willst Du Dein Leben so weiter vertrauern und in unserem Hause das Gnadenbrod essen? Was geschehen ist, ist geschehen, und Arthur Müllner kommt nicht wieder. Wer von Deinem Fehltritt weiß, wird dich nicht freien wollen, nun Deine Schönheit verblüht ist. Er weiß nichts davon, bietet Dir seine Hand und nimmt Dich, wie Du bist, zur Frau. Es wäre Wahnsinn, da zu zaudern oder gar ihn abzuweisen. Er ist nichts Bedeutendes, wird kaum so viel erwerben, Euch Beide zu ernähren, aber er ist besser, als Keiner, und stellt Deine Ehre wieder her. Greif' zu, da das Schicksal es gut mit Dir machen will! Ich werde morgen in der Frühe zu ihm gehen und Alles" —

„Nein, nein!" fiel sie mit erstickter Leidenschaftlichkeit ein, „das wird nie geschehen, — nie! Eher einen Anderen. Jeden eher, als ihn, — nachdem ich —" Sie stockte und fuhr leiseren, aber festen Tons fort: „Und das Gnadenbrod werde ich auch nicht länger bei Dir essen, Hans. Ich danke Dir, daß Du mir die Augen geöffnet hast, ich danke Dir für dies Wort."

Er gab eine beschwichtigende Erwiderung, und sie gingen den Weg wieder zurück. Ich sah ihre dunklen Gestalten noch eine Weile in schwachen Umrissen, hörte aber nichts mehr von dem, was sie sprachen. Ich wußte nun ja auch genug, — Alles.

Es war gut gewesen, daß ich den Lindenwipfel eingenommen hatte. Langsam klomm ich wieder herab und suchte mein Zimmer auf, saß aber die Nacht hindurch am Fenster und sann, bis der Morgen tagte. Dann erst war es licht und klar in mir geworden, und ich suchte Ruhe. Als ich wieder erwacht war, schrieb ich an Martha Freihold: „Ich weiß nun Alles, Martha, weiß auch, weshalb Dein Herz sich sträubt, an meinem zu schlagen, das Du verriethst, da die heiße Leidenschaft in der Stunde der Versuchung über Dich kam. Du willst mich nicht betrügen. Nun wohl: ich weiß Alles, aber ich liebe Dich und begehre Dich zum Weibe heute, wie ehedem, denn mein Leben kennt kein Glück und keine Zukunft, außer bei Dir. Laß' die Vergangenheit vergangen sein, fang' ein neues Dasein muthig und fromm mit mir an! Ich liebe Dich; wenn es nicht um Deinetwillen ist, sei's doch um meinetwillen, daß Du mich erhörst. Weshalb wolltest Du uns alle Beide unglücklich machen? Ich weiß, was ich verlange und was ich Dir biete, Martha, — zögere nicht, sei mein!"

Und ihre Antwort war, daß sie kam und ihr weinendes Antlitz an meiner Schulter barg und sagte: „O Du Guter, Lieber! Ich weiß ja, wie Du's meinst und daß Du edel und groß genug denkst, mir das Opfer zu bringen, das Dich vielleicht wirklich niemals gereuen würde. Aber es kann doch nie sein. Was ich gethan, darüber kann kein Mann hinweg, auch

Du nicht mit all' Deiner Liebe und Deinem verzeihenden Edelmuth; in einer bösen, schlimmen Stunde, deren jedes Menschendasein hat, könnte es zwischen uns zur Sprache kommen und würde unsere Liebe und unsere Ehe zerstören. Es geht nicht, Kurt. Auch bist Du, Bester, eines reineren Glückes werth, und ich müßte mich allezeit schämen, Dir in's Auge zu sehen, weil mir zu Theil ward, was ich nicht mehr verdiene, was ich leichtsinnig verscherzt habe. Wie das gekommen, frage nicht. Er kam und warb in heißbe=redten Worten um mich und war schön und ver=führerisch; Du aber warst fern und verschollen und trateſt nicht, wie in unserer Jugendzeit, zwischen ihn und mich, da er mir bittend nahte, und mein Bruder gab mich ihm preis, und die Sünde geschah. Er hatte mich nie geliebt, ich ihn nie; — der Rausch führte uns zusammen, die Ernüchterung trennte uns für immer. Mit einer Dirne ging der Räuber an meiner Ehre und der Dieb an seines Vaters Gut in die weite Welt. Ich aber blieb zurück als eine Ver=zweifelte und weinte mir die Augen blind und aß meines reichen Bruders Gnadenbrod. Du hast mich aus unwürdigen Banden frei gemacht, Kurt, — hab' Dank! Aber fordere nicht mehr von mir, unsere Wege führen auseinander."

Und dabei blieb Martha Freihold, so viel ich auch dagegen redete und bat und sie beschwor, in aller Zeit ihres Lebens. Sie hat nie darein gewilligt,

mein Weib zu werden, weil sie sich dessen unwerth hielt, meinte, eines solchen Glückes, das sie nicht verdient, doch nimmer froh werden zu können, und mir ein anderes an der Seite eines unbescholtenen, jüngeren und schöneren Weibes gönnte. Ich aber habe nie für eine Andere Liebe empfinden können, mein Herz hatte ihr zugehört und kehrte sich niemals von ihr ab: so bin auch ich unvermählt geblieben.

Martha verließ ihres Bruders Haus, darin kein Friede wohnte, und ging zurück in das Heim ihrer Jugend, davor die alte Linde noch wie ehemals getreulich Wache hielt. Sie wollte das „Gnadenbrod" des reichen Hans Freihold nicht mehr essen, seine Worte an jenem Abend hatten ihr die Augen geöffnet, und da er nun kam und sie bat, zu vergessen, was er im Zorn herausgeredet, und wieder von ihm zu nehmen, wessen sie bedurfte, da wies sie ihn mit hartem und trotzigen Wort zurück, daß er von da an ihr fern blieb. Sie aber ernährte sich fortan durch ihrer eigenen Hände Thun, durch Musikunterricht und Nadelarbeit, zwar kümmerlich, doch in allen Ehren. Und ich, nachdem ich's noch eine Weile draußen in der Welt versucht hatte und viel Schmerz und Enttäuschung in mir niedergerungen war, ich kehrte auch in die Vaterstadt heim und bezog eine Wohnung im alten Hause, dessen Fenster die Lindenzweige beschatteten, und ward Lehrer an dem nämlichen Gymnasium, das ich als Schüler besucht. So knüpfte sich das Leben

des Mannes wiederum an das des Knaben an, und man hätte meinen können, es sei Alles das Gleiche geblieben, wenn nur das Herz noch geklopft hätte, wie ehedem.

So habe ich mit Martha Freihold im alten Hause gemeinsam geherbergt, und wir sind gute Freunde geblieben und haben, wenn wir uns besucht, allezeit in wehmüthigem Rückerinnern der goldigen Tage unserer Jugend und unserer Liebe gedacht. Aber dabei blieb es auch. Meine unwandelbare Treue rührte Martha nicht, ihr Herz war todt, ihre Liebe begraben, sie wollte kein Glück mehr auf Erden. Von der Mitschuld ihres Bruders an ihrem Unglück sprach sie nie ein Wort zu mir, aber daraus, daß sie den einst vergötterten Liebling jetzt allezeit schroff und kalt beurtheilte, entnahm ich, wie sie ihm innerlich entfremdet war und daß sie ihn durchschaut hatte. Er war für sie gestorben. Vielleicht wäre zwischen uns Beiden doch noch einmal Alles anders geworden, aber Martha Freihold war innerlich schon gebrochen, als sie in den Bannkreis des alten Baumes zurückgekehrt war; sie hat nicht lange mehr gelebt, ist hingewelkt und verschieden. Ihren Sarg hab' ich mit den Zweigen der Linde geschmückt, darob sich die Menschen alle höchlichst erstaunt haben, aber mir schien es das Rechte, und alljährlich an ihrem Todestage hat ein Lindenblüthenkranz auf ihrem Hügel gelegen; denn unter dem berauschenden Duft der Lindenblüthe ist sie ein-

geschlafen. Hans Freihold hat es noch bis zum Fabrikherrn gebracht, da er nach seines Schwieger=vaters Tode der einzige Erbe war, aber das Glück hat ihn allzusehr berauscht, denn er hat bald danach fallirt, ist in's Ausland geflohen, steckbrieflich verfolgt worden und seit Langem verschollen.

Im alten Hause lebe ich allein noch von den früheren Bewohnern. Noch ein Menschenalter hin=durch habe ich den Wechsel der Jahreszeiten an dem alten Baum vor meinem Fenster beobachten können und bin immer allein geblieben. Er war mein einziger Freund, der Zeuge einer schöneren Vergangenheit, und sein Rauschen und Wiegen, sein Blüthenduft und sein Vogelsang haben mir das alternde Herz so oft erquickt, meine rastlos=schweifenden Gedanken zur Ruhe gebracht und meines Herzens ungestüm=begehrliches Klopfen besänftigt.

Und nun hat er vor mir sterben müssen, und meinen Grabhügel wird kein Kranz von Lindenblüthen zieren. Ob er wirklich zu nichts mehr Nutze gewesen, der alte Baum? In die neue Zeit, da unser Haus in Reih' und Glied mit hundert anderen und aber=hundert anderen gegenüber steht, paßte er wohl nicht mehr hinein, er hatte nicht Sonne und Licht und Luft genug. Mir aber, mir ist, als müsse sich meines Lebens Tag nun auch zur Rüste neigen, und der Platz neben Martha Freihold's Grab auf dem Fried=hof werde nicht lange mehr leer bleiben. Vielleicht

daß man zwischen unsere beiden Hügel, uns zu Häupten, eine Linde pflanzt, die dann wächst und gedeiht und Schatten spendet und Vögel zum Nesterbauen anlockt, und unter ihrem Wipfeldach sitzen dann die Kinder eines neuen Geschlechts, das uns nicht mehr kennt, und lassen sich vom flüsternden Abendwind eine alte Mähr erzählen, die ewig neu bleiben wird, solange die Sonne ihre Goldspur über das Firmament zieht.

Nach Sizilien!

Es waren sehr kalte, sehr stürmische Spätherbsttage in Neapel, Tage, wie sie dem Nordländer nicht fremd sind, ihm aber mit der Vorstellung unvereinbar erscheinen, die durch Bücher und Erzählungen über jenen gesegnetsten Himmelsstrich Italiens, — „das Italien Italiens" nennt es Bulwer einmal in den „letzten Tagen Pompeji's", — über Campanien, das Land mit dem ewig lachenden Himmel, das man immer im Sinn hat, wenn man das Mignonlied hört, landläufig geworden; Tage jedoch, die in Italien nicht im Geringsten zu den Seltenheiten gehören und nur nicht Jedem, der sie kennen gelernt, in ebenso unvergänglicher Erinnerung stehen werden, wie die anderen, mit denen sich die nordische Phantasie ausschließlich

beschäftigt. Der Winter ist zumeist eine traurige Jahreszeit für Italien, da mögen nun Schwärmer sagen und schreiben, was sie wollen. Glückliche Nordländer, die an solchen Tagen zu der milden Wärme ihrer Oefen flüchten dürfen, wenn selbst die verschwenderischst beanlagte Phantasie in den sturmdurchsausten, sonnenlosen Tagen keinen Zauber mehr zu entdecken vermöchte. Wir sehnten uns mehr, als je, nach Sonnenschein und Windstille und unser Losungswort hieß: Sizilien; selbst in Neapel wird man als Nordländer die Illusion noch nicht los, daß es doch irgendwo, soweit die italische Zunge klingt, einen Erdenfleck geben müsse, wo der Himmel in Wahrheit „ewig blau“ und der Winter ein „ewiger Frühling“ ist. Heißt es nicht so in den alten Sirenenliedern, die uns bei nordischem Flockengestöber in den Ohren klangen?

Wir verließen Neapel in den ersten Novembertagen. Am Morgen blickte die Sonne noch hell durch den eigenthümlich blaugrauen Dunst des Himmels, aber scharf und schneidendkalt blies uns der Ostwind entgegen, als wir um Mittag durch das bunte Volksgewimmel auf Santa Lucia, durch das Gelärm und Gewühl des Hafens und die zahllosen Wagenreihen der Strada nuova dem Bahnhof zufuhren, mit jener bewundernswerthen Eile und Sicherheit, durch welche die Neapolitaner Kutscher sich nicht unverdient einen Weltruf erworben haben und denen man es verdankt,

mit heiler Haut sich ohne den geringsten Aufenthalt durch ein Chaos von Rädern und Rossen gewunden zu haben, das dem Unerfahrenen absolut unentwirrbar erscheinen muß. In den kalten, zugigen Hallen und Sälen waren wenig Menschen versammelt, die sich fröstelnd in ihre großen Mäntel hüllten.

Wir hatten Gründe, die Seefahrt von Neapel nach Messina zu meiden, und Lust, den südlichen Theil der Halbinsel zu durchfahren, der von Reisenden und Reisebeschreibern jederzeit so stiefmütterlich behandelt worden ist. Der Vorsatz erregte auch nirgend Bedenken; „die Bahnstrecke bis Reggio ist ja fertig", hieß es, „und heutzutage bedarf man nur noch einer einstündigen Seefahrt, um die „Perle der Inseln" zu erreichen." Aber in Italien ist Manches leicht gesagt und schwer gethan.

Zunächst war die direkte Bahnstrecke von Neapel bis Reggio noch keineswegs vollendet. Die Bahn wird über Salerno nach Torremare führen und dort in die seit mehreren Jahren eröffnete Strecke von Taranto nach Reggio einmünden, während diese letztere bisher nur durch die Verbindung mit Foggia Anschluß nach Neapel hat. Die Eröffnung der ganzen Strecke, wodurch der ununterbrochene Verkehr zwischen Neapel und den südlichen Provinzen hergestellt wird, war zwar in Aussicht genommen, aber bisher nur die Strecken bis Barragiano nördlich und von Grassano bis Torremare südlich der Benutzung übergeben. Es

wäre nun vielleicht nicht unzweckmäßig gewesen und einer anderen Bahnverwaltung möchte der Gedanke wohl gekommen sein, bis zur Eröffnung der noch unvollendeten Mittelstrecke den Verkehr zwischen den beiden derzeitigen Endstationen mittelst eines Postomnibus herzustellen, um schon jetzt die direkte Verbindung so zu ermöglichen. Unsere Hoffnung hatte sich auch hierauf oder doch auf die Möglichkeit, die noch uneröffnete Strecke im Wagen zurückzulegen, gerichtet, aber die Erkundigungen nach allen Seiten hin ergaben die Unausführbarkeit eines derartigen Vorhabens, das in unseren Augen höchst natürlich erschien, aber unter den zahlreichen zu Rathe Gezogenen nur ein hochgradige Verwunderung bezeichnendes Kopfschütteln erregte, als ob etwas Unnatürlicheres überhaupt nicht existire. Eine Postverbindung zwischen den fraglichen Orten hatte es nie gegeben und gab es auch jetzt nicht, und in einem jener kleinen, süditalienischen Städtchen einen Wagen aufzutreiben, erschien Allen bei der Sonderbarkeit unseres so fernliegenden Planes völlig undenkbar. Es blieb also keine Wahl, als „den Umweg über Flandern," das hieß in diesem Fall: über Foggia zu nehmen, um quer durch's Land die adriatische Küstenbahn zu erreichen.

Die Fahrt von Neapel bis Foggia, die der Eilzug in fünf Stunden zurücklegt, bietet einzelne Landschaftsbilder voll Reiz. Wir blickten auf die Stadt zurück, deren Mastenwald im Hafen sich gegen den

dunstgrauen Himmel abhob, der wolkenumschleierte Vesuv sandte seinen weißlichen Rauch träge aufwärts, wo er sich mit der gleichfarbigen Hülle in nicht mehr unterscheidbaren Qualm und Dunst zu vermischen begann. Immer trüber und melancholischer senkte sich der Tag nieder. Der Wind heulte unaufhörlich und schleuderte die mächtigen Weinranken, die sich guirlandenartig zwischen den fast entblätterten Pappeln und Ulmen hinzogen, wie im Spiel hin und her, von den Feigenbäumen hatte er schon den letzten Schmuck unbarmherzig herabgerissen und bog ihre kahlen Aeste sausend nieder. Es war die „Terra di Lavoro," die wir durchrasselten, der Garten Italiens, dessen gelbe Rebenblätter jetzt mahnten, daß auch hier der Winter kommen werde. Bei Caserta wandten wir uns ostwärts.

Hie und da lag am Fuße der dunklen Höhen malerisch hingelagert ein Städtchen, das den Blick im beginnenden Zwielicht des Abends auf sich zog, funkensprühend stob die Lokomotive durch ein paar Tunnels und sauste weiter in die dämmernde Nacht. Dann waren wir in Benevent, von dem wir einst in der Quarta gelernt, daß es erst Malevent geheißen, ehe die Entscheidungsschlacht der Römer über Pyrrhus dem Orte seinen günstigeren Namen verliehen. Nun verschwamm draußen Alles in Dunst und Nebel, der Regen schlug klatschend an die Fenster und der Wind suchte sich durch die klaffenden Thürritzen des Waggons seinen Eingang.

Endlich ein paar langgezogene Pfiffe, der Zug hielt und wir waren am Ziel. Kaum ein halbes Dutzend Passagiere verließ die Coupés. Am Ausgang des vom Sturm stark in Mitleidenschaft gezogenen Perrons standen ein paar im flackernden Laternenlicht nicht recht erkennbare Gestalten, von denen die eine in hohen Stulpenstiefeln und langem Winterüberrock mit hellrothem Kragen — der Mann sah aus, wie ein Wirthschaftsinspektor, — auf uns zutrat und uns, den Hut lüftend, mit so verführerischer Stimme, „Albergo centrale?“ zurief, daß wir schwerlich hätten widerstehen können, wenn uns selbst nach dem Reisehandbuch, das den Gasthof als den ersten anführte, eine Wahl geblieben wäre. Wir bestiegen in dem jetzt strömend herabgießenden Regen einen uns bereitwilligst geöffneten Wagen, und fort ging's in die kalte Sturmnacht. Der Wagen war an beiden Seiten offen, so daß uns von der einen Seite der Regen in's Gesicht schlug, von der anderen der Wind hineinblies. Wir hegten das Verlangen, wenigstens einem dieser beiden Angriffe zu entgehen, und einigten uns darüber, daß der Regen der lästigere sei, aber auch nur eins der beiden Fenster heranzudrücken war unmöglich. Der diensteifrige Wirthschaftsinspektor sprang von seinem Bockplatz herab, um uns behilflich zu sein, aber nach geraumer Weile, während er sich im Sturm und Regen abmühte, mußte er bekennen, daß man die Fenster nicht würde schließen können, doch tröstete er

uns — jetzt plötzlich aus dem Italienischen in ein etwas undeutliches Englisch übergehend — damit, daß wir nicht mehr weit hätten. Und so kamen wir „durch die ambrosische Nacht“ an das Albergo Centrale zu Foggia.

Wir stiegen eine kaum erhellte Treppe hinauf und sehnten uns im Geheimen nach einem behaglichen Zimmer, einem warmen Bett. Unser Führer blieb vor einer Zimmerthür stehen, erklärte uns, daß im ganzen Hause kein weiteres Gemach leer sei, und ließ uns eintreten. Drinnen wirthschaftete schon eine Alte bei einem qualmenden Talglicht an den Betten herum und bemühte sich, die Spurreste einer wahrscheinlich soeben erst hinausgegangenen Bewohnerschaft zu verwischen. Mein erster Blick überzeugte mich davon, daß in dem merkwürdig grün und schwarz überlaufenen Fenster eine Scheibe herausgebrochen war, durch die der Regen hereinschlug. Aber dafür gab es Läden, die nun eilig vorgerückt wurden. Der steinerne, teppichlose Zimmerboden, auf den mein zweiter Blick fiel, hatte eine fingerdicke Schicht von Staub und Schmutz, an den Wänden flatterten ein paar Spinnweben, die Betten trauerten noch in ihren kürzlich erst gebrauchten Ueberzügen, und das übrige Mobiliar des unbeschreibbar öden, kalten, trostlosen Gemachs bestand in einem Tisch, der keine noch so bescheidenen Reste früheren Glanzes mehr an sich trug, einem Waschbecken, an dem das doch dafür bestimmte Wasser

völlig erfolglos vorübergegangen sein mußte, und außer einigen Stühlen von sehr fragwürdigem Aussehen noch aus einem Nachttisch, auf dem ein graues Lichtstümpfchen in einem Leuchter stand, von dem sich schwer hätte entscheiden lassen, ob er mehr von seiner ursprünglichen Farbe oder mehr Flecke besaß.

Der Wirthschaftsinspektor fragte uns zum zweiten Male, ob wir zu speisen beliebten.

Nein, — wir dankten, die Eßlust war uns plötzlich vergangen, wir waren sehr stumm geworden. Der Gestiefelte schien von unserer Antwort nicht unbefriedigt. Wann wir morgen abreisen würden, forschte er weiter, und ob nach Brindisi. Schließlich wünschte er zu erfahren, ob wir das Frühstück im Hotel nehmen würden, und als wir das bejahten, was wir zu nehmen gedächten, er müsse das schon am Abend vorher bestellen, da die Milch schwer zu haben sei, und wir müßten die Zeit genau angeben, wann man uns bedienen solle. Wir fügten uns widerstandslos und resignirt in Alles, worauf er uns mit der freundlichsten Miene von der Welt gute Nacht wünschte und mit dem Bewußtsein verließ, uns auf's Beste beherbergt zu haben.

Die Alte, mit der eine Verständigung nicht wohl zu erreichen war, hantirte noch eine Weile umher, dann ging sie mit ihrem Lichte hinaus und wir waren uns selbst überlassen. Die Empfindung der Kälte ließ jede andere zunächst zurücktreten, und wir

suchten uns in den Betten einzurichten. Aber die eisernen Gestelle hatten bretterne Böden, die sich noch unangenehmer fühlbar machten, als die rauhe Leinewand der frischen Ueberzüge, die petrificirten Kopfkissen und die völlig unmotivirte Kürze der ganzen Schlafanstalt. Doch ging auch diese Nacht, wie andere vor und nach ihr, zu Ende.

Die Morgenbeleuchtung ließ unseren Aufenthalt noch um ein gut Theil trostloser erscheinen, als das qualmende Unschlittlicht des vergangenen Abends. Karaffe, Gläser und Wasserkrug präsentirten sich erst jetzt in ihrer vollen, unschuldigen Ursprünglichkeit, an die sich nie eine ungestüme Hand gewagt hatte, die Scheiben der Balkonthür sollten augenscheinlich dem Blick die Außenwelt verschließen und ihn auf das Innere sich konzentriren lassen. Eigenartig war's ja auch hier anzusehen. Schmutz, wohin man blickte, wohin man trat, woran man rührte, alter, jahrelanger, eingebürgerter, unausrottbarer Schmutz, unter dem eine offenbar ursprünglich gute, solide Einrichtung zerfiel, verwahrloste und in der ekelerregendsten Weise zu Grunde ging. Denn das ist ja typisch für Italien: die ursprüngliche Anlage ist fast durchgehend gut, oft sogar mit verschwenderischem Luxus ausgestattet, aber wenige Jahre genügen, um sie vollständig in Schmutz und Verwahrlosung untergehen zu lassen, wo meist die geringsten Arbeiten hinreichen würden, sie zu erhalten. So findet man die italienischen Cafés mit

ihren Sammetdivans, Marmortischen und eleganten Fußböden oft in einem Zustande, wie er bei uns für Lokale niedrigsten Ranges charakteristisch ist, hier aber dem Besuche der feinstgebildeten, vornehmsten Kaffeetrinker nicht im Geringsten im Wege steht. Es fehlt weniger an gutem Willen dabei, als vielmehr insonderheit an dem Blick und der Empfindung für Reinlichkeit. Es ist das eine Nationalkrankheit der Italiener und sie wird sich schwerlich jemals ausrotten lassen; den Nordländer aber wird kaum ein anderer Uebelstand, wohin er kommt und wie lieb ihm im Laufe der Zeit Land und Leute auch werden, gleich peinlich berühren.

Ich trat auf den Balkon hinaus und sah auch hier, daß der Gasthof von außen einen durchaus freundlichen, stattlichen, einladenden Eindruck machte. Und innen wohnte das Grauen. Es ließen sich noch mancherlei Einzelheiten zu drastischerer Charakterisirung zusammensuchen, aber sie verlassen die Schönheitslinie vielleicht doch zu weit. Man erinnert sich aus Goethe's italienischer Reise, daß der Altmeister in Torbole am Gardasee an den Hausknecht seines Albergo eine nothgedrungene Frage richtete und zur Antwort erhielt: „Abbasso, può servirsi! — dappertutto, dove vuol.“ — Wenn diese Erwiderung vor nun bald hundert Jahren in einem weltentlegenen, kleinen Seestädtchen gegeben wurde, das noch heute sich aller modernen Kultur ganz fern gehalten hat, so mag sie

zwar befremden, aber doch nicht geradezu unglaublich erscheinen. Wird sie jedoch im Jahre des Heils 1879 in dem ersten Gasthof einer italienischen Stadt von 40,000 Einwohnern gegeben, so würde man unbedingt versucht sein, an einen übel angebrachten Scherz zu glauben, wenn nicht ein Blick aus dem Fenster auf die unmittelbar vor dem Hause vorüberführende Straße den handgreiflichsten Beweis dafür geliefert hätte, daß man sich in der That hier zu Lande gewöhnt hatte „dappertutto servirsi“.

Hätten wir überhaupt in der ersten besten Lokanda eines kleinen Landstädtchens übernachtet, wir hätten uns für ein so vermessenes Unterfangen gern bestrafen lassen, aber eben der Umstand, daß wir uns in einem Balkonzimmer der Beletage im ersten Gasthofe einer mittelgroßen Stadt, ja, einer Provinzial-Hauptstadt, einer verkehrsreichen Handelsstadt, an einem Knotenpunkt der wichtigsten Eisenbahnlinien Italiens befanden, durch welche die direkte Verbindung zwischen dem Süden und Norden geht und die täglich von Hunderten passirt werden muß, leiht der Entrüstung Worte, obwohl alles Aeußerste noch verschwiegen werden muß.

Der Tag war bitterkalt, der Wind ging sehr scharf und die Sonne kämpfte mit grauen Dunstwolken. Die Hügel in der Ferne waren bis tief herunter beschneit.

Wir gewannen unseren Humor erst zurück, als wir unser Frühstück einnahmen, das man uns in einem

offenbar eben erst verlassenen Schlafzimmer servirt hatte, dessen Betten man zusammengerollt in eine Ecke geworfen hatte, während die entschieden schon zu häufig gebrauchten Kämme und Bürsten noch friedlich auf dem Nebentische lagen. Wir wurden von dem Wirthschaftsinspektor, dessen Stellung nach wie vor räthselhaft blieb, in Hut und Wasserstiefeln, zum Theile auch von einem rothhaarigen, schielenden Individuum bedient, das sich vor noch nicht gar zu langer Zeit aus dem Bette erhoben haben mußte und mit einem mehrfach übereinandergewickelten Wollenshawl und ausgetretenen Schlafschuhen eine geeignete Staffage um uns bildete. Wir waren auch bereits in die Stimmung gekommen, uns mit dem Wirthschaftsinspektor in eine Wetterunterhaltung einzulassen, die er in mehreren, muthig geradebrechten Sprachen zu entriren versuchte. Wir erfuhren dabei unter Anderem, daß es in Apulien um diese Zeit immer so kalt sei, daß wir es in Calabrien noch kälter finden würden und daß dieser Winter überhaupt keine Hoffnungen errege.

Wären wir nun in einer kleinen Dorfherberge eingekehrt gewesen, wozu man als Tourist in Tirol, im bairischen Hochland oder auch in der Schweiz jeweilig genöthigt ist, so hätten wir für ein dürftiges Nachtlager und spärliche Ernährung zum Wenigsten auch nur eine bescheidene Zeche zu bezahlen gehabt. Aber es ist hundert gegen eins zu wetten, daß die

schmierigste, italienische Herberge die Preise eines großen Hotels erster Klasse ansetzt, und so kam es denn auch hier. Wir mußten unseren „Thé complet“ mit je 2 Frcs. bezahlen, das „Service“ war unvergessen, und für das graue Lichtstümpfchen in seinem schmutz-überklebten Leuchter fungirte der übliche „1 frc.-candela“. Man hätte nun darauf schwören können, daß es nur eines einzigen Wortes bedurfte, um diese Rechnung herabzumindern, und ebenso, daß diese Herabminderung sich im besten Falle auf 1 Frc. erstrecken würde. In der That wurde es denn auch so. Auf die Erklärung, daß die Rechnung zu hoch sei, viel zu hoch sogar, verschwand der Inspektor ohne ein Wort der Erwiderung, offenbar vollständig auf diesen Einwand gefaßt, und nach Ablauf einer Minute präsentirte er mit dem höflichsten Lächeln von der Welt den unorthographisch geschriebenen Fetzen wieder, auf dem ohne Streichung irgendeines Postens einfach in der Gesammtsumme eine 4 in eine 3 umgewandelt worden war, ein Verfahren, das in Italien nur noch Neulinge befremdet.

Als wir einen Wagen beordert hatten und zum Bahnhof aufbrachen, standen nur fünf Personen vor unserer Zimmerthür, um ihre soldogierigen Hände nach uns auszustrecken. Zwei davon hatten wir überhaupt noch nicht gesehen, und einer hatte im Vorübergehen seine schmutzige Mütze vor uns gezogen; sie standen aber alle im Bewußtsein ihres guten Rechtes aufgereiht.

Der Tag war noch eisiger und stürmischer, als wir's vom Zimmer aus vermuthet hatten. Uns fror auf der Fahrt in dem Wagen, dessen Fenster selbstverständlich wieder nicht schlossen, bis auf's Mark. Ich hatte mich außer in den Ueberrock in einen schweren Reisemantel gewickelt, — also die Ausrüstung für eine Reise nach Rußland; aber ich müßte lügen, wollte ich behaupten, daß ich bis Sizilien auch nur einen Augenblick die Empfindung behaglicher Wärme gehabt hätte, auch nicht im festgeschlossenen Coupée, mit der Reisedecke über den Knieen. So reist man in Italien.

Wir hatten ursprünglich beabsichtigt, noch einen Tag am Golf von Tarent — wie verlockend das klingt! — zu rasten, aber die Erfahrungen von Foggia und die empfindliche Winterkälte bewirkten, daß wir uns gelobten, nicht eher, als auf Sizilien, den Fuß in ein Albergo zu setzen, komme, was da wolle. Wir nahmen unsere Fahrkarten bis Reggio und verbrachten in dem dunklen, kellerartig-kalten Gewölbe, das man Wartesaal getauft hatte, die Zeit bis zur Abfahrt. Nirgends in der Welt giebt es so trostlose Aufenthaltsorte, als auf den italienischen Bahnhöfen, selbst größerer Städte.

Bis Bari konnten wir den Eilzug nach Brindisi benützen, der uns Foggia bald entführte. Wie ich später gelesen habe, war Foggia ein Lieblingsaufenthalt Kaiser Friedrich's II., nach dem noch Hauptplatz und Brunnen in der Stadt ihren Namen tragen.

Wohl dir, Hohenstaufenfürst, daß du nicht gezwungen warst, im Albergo Centrale zu wohnen, die Foggianer hätten dein kaiserlich Antlitz schwerlich zum zweiten Male gesehen!

Die Bahn führte uns anfangs durch einförmige Gegend, später durch üppig bebautes Land und weitgedehnte Olivenwälder. Uns zur Seite lag bald wieder das unendliche Meer, und die dunkelgrünen Wellen der Adria donnerten gegen den Strand herauf. Unabläßig heulte und sauste der Sturm, bog die Baumwipfel nieder, trieb mächtige Staubwolken über die Felder hin und jagte den Fluthenschwall der Wasser über die öde Küste. Ein unsagbar melancholisches Landschaftsbild; in dem Buche, in dem ich zeitweise blätterte, stand jedoch gleich auf der zweiten Seite: „Das herrliche Klima Süd-Italiens".

Trotzdem es schwerlich ein Land giebt, in dem so heftige und so rastlose Stürme gehen, wie in Italien, spricht man im Norden und darf man nur sprechen von den „ewig mild fächelnden Lüften Italiens." Und weshalb diese absichtlich genährte, klimatologische und meteorologische Ignoranz? Vielleicht hat jener Humorist recht, der mich versicherte, als wir bei Sturm und Flockengestöber einmal am Kamin in Italien zusammensaßen: „Nur aus dem anerzogenen Autoritätsglauben der Germanen, weil es im Mignonliede heißt: „Ein sanfter Wind vom blauen Himmel geht — —" Vielleicht; obschon Goethe trotz seiner

milden Beurtheilung des italischen Wetters doch in Prosa auch mancherlei über Regen und Winde zu klagen hatte.

In Bari, das freundlich mit seinen weißen Häusern sich vor uns am Meeresstrand hinlagerte, stiegen wir in den direkten Zug nach Reggio um und gefielen uns in dem Gedanken, bis zum nächsten Morgen unser Coupée, das wir dauernd für uns allein hatten, nicht mehr verlassen zu müssen. Aber die Menschen denken und süditalische Eisenbahnen lenken es anders. Es fiel uns auf, daß der Zug an mehreren, augenscheinlich sehr unbedeutenden Stationen einen längeren Halt machte und an verschiedenen anderen hielt, die er fahrplanmäßig hätte garnicht berühren sollen.

Das Letztere ist mir jedoch bei italienischen Eilzügen schon öfter aufgefallen und habe ich das immer der Menschenfreundlichkeit des Zugführers zugeschrieben, der den Einwohnern der kleineren Städte die unangenehme Empfindung ersparen wollte, den Eilzug so vor ihrer Nase davonbrausen zu sehen. Ich dachte auch diesmal an nichts Arges.

Inzwischen war der frühe Abend hereingebrochen, der Wind fegte draußen stoßweise durch das Land und jagte hin und wieder einen prasselnden Regenschauer gegen die klirrenden Fenster, durch deren Spalten die Luft schneidend hereinblies. Am wolkenverhangenen, fast schwarzen Himmel blitzte kein Sternbild. Plötzlich hielt der Zug nach mehrmaligem,

schrillen Pfiff auf freiem Felde, um sich nach einer guten Weile nochmals in Bewegung zu setzen und langsam, ich möchte sagen: schrittweise vorzurücken. Dann wieder verschiedene Pfiffe, und abermaliger Halt. Einige Minuten später wurde unsere Coupéethür aufgerissen, und ein in Pelz und Kapote verhüllter Schaffner erschien mit einer Laterne, um uns anzukündigen, daß der Zug in Kürze noch einmal halten werde, und daß wir dann aussteigen und einem der dort bereitstehenden Fackelträger folgen müßten. Auf weitere Begründung dieses etwas befremdlichen Ansinnens ließ sich der Bote des Unglücks nicht ein, sondern begnügte sich damit, seine Weisung zweimal zu geben und verschwand in der sturmdurchsausten Finsterniß, während der Zug sich zum dritten Male langsam weiterbewegte.

Wir mußten also unsere für die Nachtfahrt ausgepackten und bequem zurechtgelegten Reiseeffekten wieder zusammensuchen und der Dinge harren, die da kommen würden. Nach einer kleinen Viertelstunde wurde denn auch der Zug abermals zum Stehen gebracht, draußen sprühte Fackellicht auf, die Wagen wurden aufgerissen, Alles lärmte, rief, fragte und lachte durcheinander. Wir stiegen aus, luden unsere Sachen einem der sich zudrängenden Fackelträger auf, und fort ging es durch die Nacht. Wohin? wußten wir nicht, weshalb? ebensowenig.

Wir hätten gern gefragt, aber der heulende Sturm schnitt uns die Worte vom Munde weg, und

wir mußten Bedacht darauf nehmen, uns gegen Regen und Kälte zu schirmen. In langem Zuge bewegte sich so die gesammte Fahrgenossenschaft auf dem schlechten, schlüpfrigen, unebenen Kies zwischen den Eisenbahnschienen, durch dunkel aufragende Waggons hindurch, im flackernden Lichte von einigen Dutzend Fackeln durch Nacht und Wind vorwärts. Hin und wider flogen die glimmenden Späne uns an den Köpfen vorbei, bald diese Fackel erlosch im Sturm, bald jene, um mit Geschrei und Gejohle wieder angezündet zu werden. Dazwischen wurde geflucht und geschimpft, daß man bei dem Ueberfluß selbst nicht mehr zu seiner Partikularberechtigung auf diesem Gebiete kommen konnte.

Nur soviel wurde aus dem wirren Durcheinander klar, daß ein Zug hier entgleist sei und der unserige deshalb nicht bis zum Bahnhof vordringen könne. Nach einer kleinen halben Stunde hatten wir diesen letzteren — den Bahnhof von Tarent — endlich erreicht, worauf uns unser Fackelträger an einen der bereitstehenden Hôtelomnibusse abliefern wollte. „Aber wir gehen nach Reggio.“ — „Heute?“ fragte er gedehnt, „dann müssen wir denselben Weg wieder zurückmachen.“ — Nun war meine Geduld auch auf dem Standpunkt, zu reißen. Ich wandte mich an einen dabei stehenden Bahnbeamten und fragte, wann der Zug bis Reggio heute abgelassen werden würde. Der Erste zuckte die Achseln und der Zweite sagte,

daß das der Teufel wissen werde. Da mich dies nicht sonderlich beruhigte, wandte ich mich an den Fackelträger, der inzwischen unser Gepäck in dem kleinen, zugigen, eiskalten Wartezimmer niedergelegt hatte, wo sich der geringe Ueberrest der Reisenden zusammenfand, während die Mehrzahl sich nach der Stadt zu entfernt hatte. Aber auch der zog die Schultern in die Höhe mit jenem langgezogenen, nur dem Italiener möglichen: „Chi lo sa?“ Dagegen versprach er, mir den „Capo stazione“ zu suchen. Wir überlegten in unserem ungemüthlichen, von Personen sehr fragwürdigen Aussehens bevölkerten Aufenthaltsort, ob es nicht doch gerathener sein werde, in Tarent zu nächtigen, als der Bahnhofsvorsteher eintrat, mit echt italienischer Höflichkeit seine Mütze zog und uns erklärte, daß man einen neuen Zug bilden, und daß derselbe nach Ablauf einer guten halben Stunde zu unserer Aufnahme bereit sein werde. Er setzte mit großer Verlegenheit hinzu, daß es allerdings nöthig sei, den Weg dann wieder zurückzumachen.

Wir fügten uns also, nahmen in der kleinen, unfreundlich-schmutzigen Restauration eine Tasse heißen Kaffee's zu uns und warteten mit jener Geduld, die man in Italien lernt und nirgend mehr braucht, als dort. Die halbe Stunde wurde zu einer ganzen, worauf wir auch von vornherein gerechnet hatten, und dann blies man zum Aufbruch. Die Fackelträger schritten also wieder voraus, in Gruppen folgten die

Passagiere und zurück ging's durch die Sturmnacht des Novembers. Ein junger Offizier war der einzige Passagier erster Klasse außer uns und versuchte eine Unterhaltung mit dem stereotypen: „Jnglese, Signor?“ worauf nach einem „No, Signor“ jedesmal folgt: „Tedesco?“ und wenn das bejaht wird: „Austriaco dunque.“ Andere Möglichkeiten liegen dem Süditaliener, wie dem Sizilianer durchaus fern.

Wir sprachen noch ein paar Worte über das stattgehabte Unglück, an das ein paar auf der Seite liegende Waggons an der Straße erinnerten, aber der Wind blies zu schneidig, und nach einem mehrfach vor sich hingemurmelten: „fa freddo, fa molto freddo“ hüllte sich der Marssohn enger in seinen grauen Radmantel und schwieg. Endlich hatten wir den Zug wieder erreicht und konnten einsteigen. Unser fackeltragender Genius beanspruchte 2 Fr., die man ihm nicht wohl vorenthalten konnte, da er versicherte, daß er sehr ermüdet von der Wanderung sei, ohne daß ich recht einzusehen vermochte, weshalb seine Ermüdung größer sein sollte, als die unsrige.

Unzweifelhaft erwuchs mir hieraus gegen die Direktion der Südbahn ein Regreßanspruch in der Höhe von 2 Frs. Ich vermuthe jedoch, daß es mir damit gehen wird, wie Mark Twain mit seiner bekannten Liquidation für die amerikanische Regierung, nur daß ich nicht auch in der glücklichen Lage bin, ihn für eine Humoreske ausnützen zu können. Sub-

jektiv erschien mir wenigstens der Vorgang anfangs ziemlich tragisch. Nur tröfteten wir uns damit, daß wir doch nicht ohne alle Romantik, den „Ritt in's alte, romantische Land" unternahmen.

Eine halbe Stunde hielten wir vorerst noch auf freiem Felde, aber dann schien Alles in Ordnung zu sein, das Signal ertönte und der Zug brauste davon. Im Beginn wollte uns die Empfindung der Sicherheit noch nicht ganz wiederkehren. Als wir aber nach einer Stunde die nächste Station wohlbehalten erreicht hatten, begannen die Schrecknisse der Nacht zu verbleichen und wir dachten an die Ruhe, — soweit Ruhe möglich war. Die Nachtfahrt verlief auch ohne besondere Ereignisse, nur daß der Zug, nachdem er von Torremare eine Viertelstunde entfernt war, noch einmal wieder dorthin zurückkehrte und dort zum zweiten Male geraume Weile hielt. Ueber die Gründe legte uns Niemand Rechenschaft ab.

Im Uebrigen verrannen die Nachtstunden so einförmig nnd trübe, wie dies bei Eisenbahnfahrten ihre Natur zu sein pflegt, nur daß der Sturm mehr heulte, als wir gewünscht hätten, und mit den Fenstern und der matt flackernden Nachtlampe ein schier unerträgliches Konzert aufführte.

Als wir zum ersten Male wieder den Blick durch das Waggonfenster hinausschweifen ließen, lag die trübe Dämmerung eines regengrauen Novembermorgens über der Welt. Die Nebel verdeckten uns selbst die

nächstgelegenen Berge, durch die auch hier schon völlig blätterlosen Feigenbäume, Ulmen und Platanen sauste und fegte noch immer rastlos der Sturm, mit dunkelgrauen, in mächtige Wellenberge zerfurchten Fluthen rollte das Meer laut donnernd heran. Nun goß auch der Regen in Strömen nieder, und es schien, als wollte das erste, matte Frühlicht noch einmal in Nachtdunkel zurücksinken. Nicht leicht ist ein trübseligerer Novembermorgen in der Heimath auszudenken. Uns fröstelte bis in's Innerste hinein.

Trübe und melancholisch schlichen die Gestalten auf den kleinen Bahnhöfen vorüber, dicht in Kapote und dicke, filzartige Mäntel gehüllte Männer, die gegen den Sturm ankämpften. Zuweilen tauchte in der Ferne eine Gestalt auf, die langsam unter riesengroßem, rothbraunen Regenschirm auf einem Maulesel über die öden Felder hinritt. Sonst stundenlang kein menschliches Wesen. Nur weitgedehnte Kaktusfelder, hin und wieder ein armseliger Hüttenkomplex und nebelumflorte Bergrücken. Kaum je hat mir das Meer einen so unfaßbar melancholischen Eindruck gemacht, als an diesem Morgen, wo es seine farblosen Wellenberge gegen das Ufer schleuderte.

In einer kleinen Station brachte man uns im niederströmenden Regen ein paar Tassen Kaffee an die Coupéthüre. Ich glaube, der Ort hieß Giojosa; in jedem Falle war er's uns, denn wir fühlten erst in diesem Augenblick unsere erstarrten Lebensgeister

neuen Odem durchströmen. Dann brausten wir fort; weshalb an den Stationen, wo leibliche Nahrung dargeboten wurde, der Zug nie so lange hielt, um sich ihrer erfreuen zu können, während er an den anderen unbegrenzte Haltezeit eingeführt hatte, habe ich nicht ergründen können, betrachte es aber als eine schwerwiegende Unmenschlichkeit. Seit dem denkwürwürdigen Frühstück in Foggia hatten wir nichts Warmes mehr zu uns nehmen können, — jetzt schon fünfundzwanzig Stunden, — und selbst die dargebotene, kalte Küche Kalabriens — bei flüchtigem Hinsehen habe ich allerdings nur getrocknete Feigen und Fruchtwasser entdecken können — entzog man uns mitleidslos.

Zur Ehre der Südbahn muß ich jedoch andererseits anerkennen, daß die Verspätung von Tarent bis auf eine gute halbe Stunde wieder eingeholt wurde, trotzdem wir etwa dreißig Mal halten mußten, was eigentlich nirgends einen Zweck zu haben schien, da Niemand daran dachte, aus- oder einzusteigen. Die nach der Schablone völlig übereinstimmend gebauten Bahnhäuser schienen ihren Beruf verfehlt zu haben.

Weiter rasselten wir durch den grauen Regentag, umfuhren das Kap Spartivento, die Südostspitze der Halbinsel, und das Promontorium Leucopetra, an das einst Cicero verschlagen worden, als er nach Griechenland aufbrach. Und nun stieg es drüben über den grauen Fluthenbergen, die sich in rastlosem Spiel

schäumend und donnernd überschlugen, aus dem brauenden, dunklen Nebel auf, erst wie undeutlich verschwommene Kontouren hoher Bergrücken, dann hie und da weiße Punkte auf düsterem Hintergrund und immer klarer erkennbar als eine lang hingedehnte, meerumspülte Küste, an der saubere Ortschaften aus dem Nebelgrau herauftauchten. Endlich — in der äußersten Ferne — lag jetzt ein weites, weißschimmerndes Häusermeer: Messina. „Das da drüben ist Sizilien", sagte ich.

Es war kein lockender, nicht einmal ein freundlicher Anblick. Zu grau lag der Himmel darüber, zu dunstig war die Atmosphäre und zu wild heulten Sturm und Wogen dazwischen. Wir hatten uns den ersten Blick auf das gepriesene Eiland etwas anders gedacht.

Inzwischen jagten wir rastlos weiter durch das jetzt fleißig bebaute Land und nicht lange danach fuhren wir in den Bahnhof zu Reggio ein. Es regnete noch immer in wilden Güssen, als wir den Omnibus bestiegen und mit ihm die lange Hauptstraße der freundlich, fast elegant gebauten Stadt hinabrasselten. Es war gerade ein Sonntag. Von den Thürmen scholl Glockengeläut, unter ihren in allen möglichen und unmöglichen Farben schimmernden Regenschirmen standen die Gruppen der Andächtigen vor den Kirchen. So kamen wir an den Hafen und sahen unser Schiff vor uns auf den Wassern tanzen

und schaukeln. Der Sturm heulte, daß man sich nur mühsam aufrecht zu erhalten vermochte, der Regen floß in Strömen und die Wellen schlugen donnernd über die Quadern der Uferbrüstung herauf. Es war wenig einladend für eine Seefahrt, zumal wir eine beträchtliche Strecke bis zum Schiffe im Kahn zurückzulegen hatten. Aber wir drängten vorwärts.

Während die Kähne bereit gemacht wurden, umlagerte uns ein halbes Dutzend Bettler mit einer Beharrlichkeit und Zudringlichkeit, die an Neapel erinnerte. Die Schiffsleute trieben sie mit den Fäusten fort, ohne das Geringste dadurch zu erreichen; zwei Sekunden später streckten sich die sechs schmierigen Hände wieder nach uns aus, und das „per carità, signori“ hallte in allen Tonarten wider. Dazwischen drängten sich die halberwachsenen, zerlumpten Burschen, um unser Gepäck in den Kahn zu bringen, machten sich den Rang streitig, schrien, schimpften und bedrohten sich mit zwei Fäuste großen Steinen, die Bootsleute riefen untereinander, zankten und johlten, während Regen, Sturm und Wellengischt sich über uns hermachten. Es war eine unerfreuliche, halbe Stunde.

Endlich saßen wir in einem der nassen, schmutzigen Kähne unter mäntelverhüllten, regentriefenden Gestalten, unser Handgepäck war an Ort und Stelle, — wofür vier Personen belohnt sein wollten, — man forderte uns erst vier, dann sofort drei Lire für die Bootsfahrt ab, bis endlich unter vielstimmigem Ge-

lärm und Gejohle ein paar nacktbeinige Kerle das Boot vom Strande schoben, und nun tanzten wir auf den fast haushoch gegen uns andrängenden Wogen. Aber die Ruderer lenkten das kleine Fahrzeug mitten durch den uns umsprühenden Gischt mit Ruhe und Geschicklichkeit bis zum Schiffe durch, dessen schwankende Holztreppe wir nun emporklommen, um noch eine halbe Stunde bis zur endlichen Abfahrt zwecklos hin- und hergeschaukelt zu werden. Eine benutzbare Kajüte kannte der Dampfer nicht, und so mußte trotz Regen und Sturm auf dem Deck ausgehalten werden.

Die Ueberfahrt durch die Meerenge währte nur eine Stunde, aber das kleine Fahrzeug wurde so unbarmherzig von den Wellen hin- und hergeschleudert, daß es eben nur der Kürze der Zeit zu verdanken war, wenn sich nirgends Spuren der Seekrankheit bemerkbar machten. Die zweite Stunde würde schon ein furchtbares Spektakel erlebt haben.

Die kalabrische Küste versank immer mehr in Dunst und Nebel, kaum daß uns eine Ahnung von der Lieblichkeit der Gegend blieb, deren villengeschmückte Hügelketten und üppigen Fruchtgelände im Sonnenlicht wohl ein entzückendes Bild geboten haben würden. Nur das merkwürdig dunkle Blau der wildaufgewühlten Wasser bot etwas Fesselndes für das Auge. Sonst war's ein regentrüber Sturmtag; — man mochte suchen, wo man wollte, man fand nichts, das Einem darüber fortgeholfen hätte. Die Häuser von Messina

kamen nun immer deutlicher in Sicht, die Masten der Schiffe im Hafen ragten herüber, und der Alte im Regenrock, der auf der Kommandotreppe stand, gab das Zeichen zum Halten. Weshalb sämmtliche Passagierschiffe mitten im Hafen von Messina Halt machen, um erst nach Ausladung der Insassen in Boote an Land zu gehen, mag nicht Jedem auf den ersten Blick gleich verständlich erscheinen. Unser Hotelwirth in Messina gab uns die Erklärung dahin, daß den zahllosen Bootführern und Facchini der Stadt etwas zu verdienen gegeben werden müsse, da ja bekanntlich in Italien Sieben gerade sei.

Wir mußten also abermals in ein regenfeuchtes Boot herab, uns abermals von Schiffsleuten und Packträgern prellen lassen und tanzten endlich über die schwanken Fluthen bis an's Ufer. Und dort setzten wir denn den ersten Fuß auf Trinakria, die „Perle der Inseln", freilich nicht so, wie wir es gehofft hatten, aber „froh aus der Todesgefahr."

Wir bezogen ein sehr komfortables, geräumiges Zimmer im Albergo Vittoria und konnten zum ersten Male wieder uns bequem in einem Fauteuil niederlassen und dessen gedenken, was nun vorüber war. Es war eine unsagbar behagliche Empfindung dabei, daß man es „vorüber" nennen konnte.

Auf Posten.

Im Polizeibericht über die Unglücksfälle der letzten Woche stand im „Oedburger Tageblatt“ auch die folgende Notiz: „Am 10. d. M. erschoß sich der Musketier Franz Ewers, einer der Wachtposten vor der Oedburger Strafanstalt. Das Motiv scheint Furcht vor einer Bestrafung gewesen zu sein.“

Hinter diesen unscheinbaren Zeilen, über die man hinweglas, ohne sie zu beachten, ohne näher darüber nachzudenken, birgt sich eine kurze, ergreifende Lebensgeschichte. . .

In einem kleinen, abseits von der langen Dorfstraße belegenen Hause lebte die Witwe Ewers mit ihrem einzigen Sohn Franz. Es war wohl das armseligste Haus in dem großen, behäbigen Dorfe. Durch das Strohdach drang bei anhaltendem Regenwetter die Nässe herein, die zerbrochenen Fensterscheiben waren mit Papierfetzen verklebt, und draußen bröckelte der Kalkbewurf von den Lehmwänden.

Auch drinnen wohnte das Glück nicht. Die Frau, die da mit ihrem Sohn hauste, sah immer verbittert und vergrämt aus, sie weinte viel und lachte niemals. In harter Arbeit rannen ihr die Tage hin. Wenn sie nicht bei dem Bauern Frohndienste dafür leisten mußte, daß er sie in der ärmlichen Kathe wohnen ließ, galt es, für das bischen Essen und

Trinken und Kleidung sich abzumühen, das sie für sich und für das Kind brauchte. Bei solchem Leben fand man wohl keine Gelegenheit, fröhlich zu sein, man hatte garnicht einmal die Zeit dazu. Es war aber noch etwas Besonderes, das die Frau drückte. Es gab noch mehr Arme im Dorf, als sie, und Keiner war doch, gleich ihr, so völlig vereinsamt und gemieden, und Keiner ballte so oft die Faust und weinte so viel, wie sie.

Sie hieß „die Witwe Ewers", kein Mensch nannte sie anders; aber sie war keine Witwe. Ihr Mann lebte noch. Aber sein Leben kam einem Tode gleich und war schlimmer, als der Tod. Der Büdner Franz Ewers war zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe „begnadigt" worden, nachdem das Schwurgericht ihn zum Tode verurtheilt hatte. Er sollte den Forstgehülfen Klaus Wiedner erschlagen haben. Er hatte es freilich abgeschworen bis zum letzten Augenblick, auch noch, als die Todesstrafe über ihn verhängt worden war, aber die Indicienbeweise der Staatsanwaltschaft griffen gut in einander ein und zerschmetterten ihn mit allen seinen Unschuldsbetheuerungen. Klaus Wiedner hatte Frau Marianne Ewers nachgestellt und der eifersüchtige Mann hatte es ihm in seinem Jähzorn zugeschworen, er werde ihn niederstechen, wenn seine Frau noch einmal bei ihm Klage über die Zudringlichkeiten des frechen Burschen führen müsse. Todfeinde waren die Beiden ohnehin schon lange. Mehr als

einmal hatte Klaus Wiedner den Büdner als kecken Waldfrevler entlarvt und dann der Frau das Anſinnen geſtellt, ihm zu Willen zu ſein, wenn er den Mann nicht zur Anzeige bringen ſolle, die ihm Geldſtrafen und Haft eintrug, wenn jene den Verſucher mit wilder Drohung von ihrer Schwelle gewieſen. Was Wunder, daß eines Abends zur Winterszeit der jahrelange Haß zwiſchen den beiden Männern zum Ueberſchäumen kam? An einſamer Stelle, im tiefverſchneiten Forſt mußten ſie ſich begegnet ſein, und vielleicht hatte der Grünrock den vielbeſtraften Holzdieb angetroffen, wie er wieder eine junge Tanne hatte fällen wollen, die ſich jetzt um die Weihnachtszeit vortheilhaft drinnen in der Kreisſtadt verwerthen ließ. Vielleicht war Franz Ewers auch ausgezogen, nur um den Verhaßten zu treffen, von dem er wußte, daß er jenes Weges kommen würde, und er wollte endlich einmal ſeine Rechnung mit ihm in's Reine bringen. War es Todtſchlag geweſen oder abſichtlicher, wohlüberlegter Mord? Die Geſchworenen hatten ſich für das Letztere entſchieden, vielleicht weil das kecke Leugnen des Verbrechers ſie gegen ihn einnahm. Aber der Gerichtshof ſelber, der nach dem Wahrſpruch der Geſchworenen die Todesſtrafe hatte verhängen müſſen, hatte die Gnade des Monarchen für den Verurtheilten erbeten und erlangt.

Mit zerſpaltenem Schädel, den ein wohlgezielter Beilhieb getroffen, hatten ſie in der Frühe damals

den Forstgehülfen aufgefunden. Und es gab Zeugen dafür, daß Franz Ewers in jener Nacht im Forste gewesen war und daß er ein Beil bei sich getragen. Und sein Beil, das sie unter der Blätterstreu im Schuppen versteckt auffanden, wies nach dem Urtheil der Sachverständigen Blutstropfen auf und keine Rostflecke, wie Franz Ewers behauptete. Das hatte ihm den Hals gebrochen.

Kein Mensch im Dorfe glaubte an Franz Ewers' Unschuld. Nur sein Weib glaubte daran. Sie waren Alle davon überzeugt, wie vom Worte Gottes, daß der Büdner den Forstgehülfen erschlagen habe; nur Marianne Ewers glaubte es nicht. Ihr Mann hatte ihr gesagt, er sei es nicht gewesen, der Grünrock werde wohl von ein paar Wilddieben, die er aufgespürt, niedergehauen sein; und ihr Mann log nicht. Es stand bei Marianne Ewers ganz fest, daß ihr Mann unschuldig eingekerkert sei; und als schon längst Gras über die ganze blutige Geschichte gewachsen war und kein Mensch im Dorfe mehr je davon redete und die Jüngeren im Ort garnichts mehr davon wußten, sondern wirklich glaubten, Frau Marianne Ewers sei Witwe, da verfolgte sie immer noch in gleicher Art der nämliche Gedanke und ließ ihr keine Ruhe bei Tag oder Nacht. Sie dachte daran bei ihrer harten Arbeit und bei ihrer kargen Rast, und sie wachte mitten aus ihrem tiefsten Ermattungsschlafe damit auf: er ist unschuldig! Sie redete mit keinem Menschen

mehr darüber, denn sie wußte, man würde ihr doch nicht glauben; und sie ging Sonntags nicht mehr in die Kirche, weil der Pastor ihr einmal gesagt hatte, es heiße Gott versuchen und sei schwere Sünde, wenn sie daran zu zweifeln wage, daß der Himmel die Unschuld ihres Mannes nicht längst an den Tag gebracht haben würde, falls er wirklich unschuldig sei; in Wahrheit aber sei er sichtlich ein unsäglich verstockter Sünder und sie müsse Tag und Nacht beten, daß der liebe Gott ihn erleuchten möge in der Finsterniß seiner Reuelosigkeit. Was wußte der Pastor auch davon? Als ob nicht schon mehr Greuel und Unrecht in der Welt geschehen wären! Schweigen konnte sie, wenn das Reden ihr nichts half, aber ihre Ueberzeugung raubte ihr Niemand.

Und als die Zeit gekommen war, wo ihr Sohn, der bei des Vaters Verurtheilung noch nicht drei Jahre alt gewesen, verstand, um was es sich handelte, redete sie ihm Tag um Tag davon, daß sein Vater schuldlos für Lebenszeit hinter Zuchthausmauern sitze. Und der kleine Franz wuchs heran in der Ueberzeugung, daß man seinen Vater widerrechtlich gefangen halte, und daß es seine Pflicht sei, diesen Vater dereinst aus Ketten und Banden zu befreien, wenn er selber erst zum Manne herangereift sei. Von nichts Anderem redeten Mutter und Sohn zusammen.

Sie wußten übrigens nichts von dem Zuchthäusler. Der Büdner Franz Ewers hatte niemals

schreiben gelernt. Und was hätte er seiner Frau auch mittheilen sollen, was sie ihm? Daß Alles beim Alten blieb, brauchten sie einander nicht erst zu sagen. Einmal hatte es geheißen, der Franz Ewers sei ausgebrochen. Das Gerücht hatte sich — der Himmel mochte wissen, wie? — bis in das weltabgelegene Dorf verbreitet. Damals jauchzte Frau Marianne Ewers im Stillen, aber sie ließ es Niemanden merken. Sie wußte, wenn ihr Franz in Sicherheit sei, würde er es sie wissen lassen und sie zu sich rufen und sie würde ihm nachreisen bis an's Ende der Welt, ihren und seinen Sohn an der Hand. Sie träumte so etwas von einer neuen Heimath jenseits des Weltmeeres, wo sie und der unschuldige Gerettete noch einmal glücklich zusammen werden würden; es waren lauter unbestimmte, nebelhaft verschwommene Bilder, aber ihre Seele wurde hell und froh dabei. Und sie konnte des Abends Stunden lang hintereinander zu dem kleinen Franz davon reden, dem sie die Brust mit glückseligen Ahnungen füllte; der Knabe lächelte noch hoffnungsfreudig, wenn ihm der Schlaf die Lider geschlossen hatte.

Aber so verging Woche auf Woche und Monat auf Monat, ohne daß eine Nachricht von dem Entwichenen eintraf. Da entschloß sich Frau Marianne Ewers, um den in ihr auftauchenden Zweifeln ein Ende zu machen, durch ihren Sohn einen Brief an die Zuchthausdirektion schreiben zu lassen und sich

darin nach ihrem Manne zu erkundigen. Nun erhielt sie umgehenden Bescheid, aber es war kein tröstlicher. Der Sträfling Ewers hatte einen Fluchtversuch gemacht, war dabei ergriffen und in eine andere Strafanstalt übergeführt worden, wo er in strengerem Gewahrsam gehalten wurde und alle die kleinen Freiheiten entbehrte, die ihm bis dahin gewährt worden waren. Als Franz seiner Mutter diesen Brief vorlas, stieß sie einen wilden Fluch aus. Aber sie brach unter der Nachricht doch nicht zusammen. Nun gut, wenn es das erste Mal nicht gelungen war, würde es zum zweiten Mal gelingen. Einmal mußte er ja doch frei werden. Und wenn der kleine Franz erst vollends herangewachsen war, würde er seinen Vater sicher befreien.

So zog „die Witwe Ewers“ ihren Sohn auf, einzig in dem Gedanken an die große Aufgabe, die seiner wartete. Einen bestimmten Plan verband sie freilich nicht damit. Sie machte sich niemals eine Vorstellung davon, wie es geschehen und weshalb das Werk gelingen sollte. Nur die fixe Idee der Befreiung des Vaters durch den Sohn lebte in ihr, und daraus sog sie Hoffnung und Lebensmuth; sie ertrug Alles um dieser Idee halber und sie fand in ihr die Kraft und den Willen, ihr elendes Dasein weiterzuschleppen und den Menschen ein gleichmüthiges Gesicht zu zeigen. Außer dieser Idee und der anderen, daß ihr Gatte unschuldig sei, war in dem Weibe Alles todt, allmälich erstorben. Selbst ihren Sohn liebte

sie nur, weil sie in ihm den künftigen Retter des Vaters sah.

Als Franz eingesegnet worden war, ging er in die Welt hinaus, um sich Arbeit zu suchen. Auf dem Dorfe litt es ihn nicht. Die Mutter war gar so wunderlich geworden. Sie redete Tag für Tag das Gleiche und Franz begriff, daß sie Unmögliches von ihm verlange und daß eigentlich der helle Wahnsinn aus ihr spreche. Es ward ihm allmälich unheimlich in ihrer Nähe, so Tag für Tag mit ihr allein. Mit dem, was er in den Konfirmationsstunden bei dem alten Pastor gelernt hatte, wollte das, was die Mutter dachte und sagte, sich auch nicht zusammenreimen lassen. Ein allgütiger und allgerechter Gott würde seinen Vater nicht unschuldig im Zuchthause schmachten lassen, und einen Gefangenen befreien, — wenn Franz es vermocht hätte! — war schwere Sünde. Aus solchen Widersprüchen wußte er sich nicht frei zu machen. Deshalb entschloß er sich kurz und ging in die Welt hinaus. Und die Mutter ließ ihn ziehen. Sie dachte, er wolle gehen, um das große Werk seines Lebens vorzubereiten, und eines Tages würde sie von ihm hören, daß es gelungen sei. So entließ sie ihn mit ihrem Segen.

Franz Ewers aber zog in die Fremde, nicht um zu thun, was seine Mutter von ihm verlangte, sondern um es zu vergessen. Er schüttelte draußen das Alles von sich ab, wie einen wüsten, wilden Traum. Was

kümmerte ihn sein Vater! Er hatte nie einen gehabt. Und die Mutter war nicht richtig im Kopfe, die Arme; alle Leute im Dorfe hatten es gesagt. Und das war auch nicht zu verwundern, das große Unglück hatte ihr die Sinne verwirrt. Er aber war jung und wollte leben und sich von den alten, begrabenen Geschichten nicht jeden Tag und jede Stunde verbittern lassen. Er athmete tief auf, als er draußen war.

Allmälich vergaß er auch wirklich. Die neue Umgebung, die Freunde, die er bald fand, die Arbeit, — das Alles nahm ihn völlig in Anspruch, er hätte garkeine Zeit gehabt, noch den alten, trostlosen Gedanken nachzuhängen. Er dachte bald garnicht mehr zurück an die Heimath, an das stille, weltabgelegene Dorf und an die einsame, windumpfiffene Kathe draußen an der Straße, wo hinter den zerbröckelnden Wänden die Frau hauste, die seine Mutter war, und die schon graue Haare hatte, obgleich sie noch garnicht alt sein konnte. Nur manchmal kam's ihm im Traum einer Nacht noch zurück, daß er meinte, die eintönigen Worte von den Lippen dieser vorzeitig gealterten Frau zu vernehmen, welche ihm von seinem Vater erzählten und ihn an die große Aufgabe mahnten, für die er aufgezogen worden war. Dann war Franz Ewers, der bei einem Schreinermeister in einer großen Stadt in die Lehre getreten war, den Tag darauf immer desto fröhlicher und ausgelassener und that es allen seinen Handwerkskameraden zuvor.

So vergingen ein paar Jahre. Mutter und Sohn hörten kaum voneinander. Zu Neujahr schrieb Franz Ewers freilich regelmäßig einen Brief an die einsame, alternde Frau da draußen im Dorfe, aber darin stand wenig von dem, was er trieb und dachte; nur daß er anfragte, ob die Mutter Geld nöthig habe, und sich erbot, ihr welches zu schicken. Es kam aber niemals eine Antwort, und das war Franz Ewers auch recht. Sie lebte eben wohl weiter, wie früher, und er konnte nichts daran ändern.

Als er im zwanzigsten Jahre stand, nahmen sie ihn zu den Soldaten. Dort wollte ihm das Leben erst wenig gefallen. Als er es aber mehr gewöhnt war, that er sich auf die Uniform etwas zu Gute und war der Strammste und Schmuckste unter Allen. Der Feldwebel redete ihm gut zu, Soldat zu bleiben, denn so streng im Dienst sei kein Anderer unter all' den Neueingestellten, wie er; und Franz hatte seine Instruktion wirklich im Kopfe, wie kein Zweiter.

Eines Tages zog er draußen vor die Oedburger Strafanstalt auf Posten. Da wurde ihm und den Anderen vom Wachthabenden noch besonders nachdrücklich eingeschärft, was sie zu thun hätten und daß von der pünktlichen Befolgung ihrer Vorschriften viel abhänge für die Sicherheit der Gesellschaft und für die Wahrung der Gerechtigkeit. Franz Ewers hatte sein Gewehr nie mit so stolzem Selbstbewußtsein geschultert, als da er diesmal vor seinem Schilderhause

stand. Nur konnte er es nicht verhindern, daß ihm allerlei seltsame Gedanken kamen, als er so, das Gewehr über, langsam auf- und abpatrouillirte und seine Augen an den kahlen, graugelben Wänden der Strafanstalt entlanggleiten ließ, wo hier und da hinter den gardinenlosen, vergitterten Fenstern einmal ein blasses, finsteres Gesicht auftauchte und mit leeren, trostlosen, wilden Blicken hinabstarrte. Er dachte — er wußte selbst nicht, was? Aber die alten, begrabenen, längst vergessen geglaubten Geschichten wollten plötzlich wieder in ihm lebendig werden. Als ob jetzt Zeit dazu gewesen wäre, den tollen Ideen der armen, alten Frau nachzuhängen, die seine Mutter war!

Nachmittags wurden die Sträflinge in's Freie geführt. Es war ein trauriger Anblick, alle diese gleichartig gekleideten Männer mit den kurz geschorenen Haaren paarweise, von Wärtern geleitet und beobachtet, in dem großen, viereckigen Hofe einherwandern zu sehen, wie sie sich flüsternd besprachen und haßerfüllte, argwöhnische Blicke um sich warfen. Es waren Gesichter darunter, bei deren Betrachtung es Einem eiskalt über den Rücken lief; man hatte die Empfindung, als ob ihre Träger jeder Zeit das gleiche Verbrechen, wegen dessen sie hier — vielleicht lange Jahre schon — eingekerkert waren oder ein noch schwereres begehen würden, wenn sie nur könnten. Anderen wieder sah man es nicht an, daß sie überhaupt je etwas Strafwürdiges zu verüben im Stande gewesen waren. Die

Meisten blickten stumpf und gleichgültig drein; lachen hörte der Wachtposten keinen Einzigen.

Unter den Gefangenen fiel ihm ein stark gebauter, breitschulteriger Mann auf, der die Anderen alle überragte. Der mochte kaum über 40 Jahre zählen und alle seine Bewegungen waren noch jugendlich; aber sein Haar war eisgrau. Er sah listig und verwegen zugleich aus und betrachtete die neu aufgezogenen Wachtposten mit lauerndem Blick. Ueber seine Unglücksgenossen schien er eine gewisse Macht auszuüben, die von seiner ungewöhnlichen Körperstärke herrühren mochte, und etwas Trotzig-Auffahrendes lag in seinem ganzen Wesen und Gehaben. Als einer von seinen Hintermännern ihn, weil er stehen geblieben war, mit dem Arm vorwärtsstieß, wandte er sich blitzschnell, mit wild lodernden, blutunterlaufenen Augen nach ihm um und hätte die drohend erhobene Faust in der nächsten Sekunde mit einem wüsten Fluche auf den Kopf des Mannes niederschmettern lassen, wenn nicht gleichzeitig die Stimme des nahestehenden Aufsehers warnend geklungen hätte: „Ewers! Mann, was fällt Ihnen ein? Mäßigen Sie sich, oder es geht Ihnen wieder, wie das letzte Mal. Herunter den Arm!“

Ewers! — Dem Musketier, der, das Gewehr über der Schulter, an seinem Posten stand und dem Auftritt beigewohnt hatte, fuhr der Name, wie ein Blitz, durch die Seele. War der jähzornige Mann in der Züchtlingskleidung dort sein Vater? Es kam ihm,

als hätte die Mutter ihm vor Jahren die Oedburger Strafanstalt als den Aufenthaltsort seines Vaters bezeichnet. Das Gewehr zitterte in der Hand des Soldaten, es kam ihm plötzlich merkwürdig schwer vor. Und einen Augenblick lang war's ihm, als müsse er es mit einem wilden Aufschrei von sich werfen und auf den großen, starken Mann dort mit den eisgrauen Haaren und den jugendlichen Zügen zustürzen und ihm die beiden Arme um den Nacken schlingen und ihn anrufen, jubelnd, weinend, glückselig und todttraurig, Alles zugleich: „Vater! Vater!"

Das ging zwar vorüber, aber in der Brust des jungen Soldaten gährte und wogte es doch wunderlich fort und er hatte alle Mühe, daran festzuhalten, daß er hier der Wachtposten und daß der große Mann dort drüben ein Züchtling sei, dessen Namen ihn nichts kümmerte und mit dem er nichts sprechen durfte, wenn er nicht die Strenge der Disziplinarstrafen gegen sich heraufbeschwören wolle. Er war ja ein strammer Soldat, den sein Feldwebel öffentlich vor den Anderen belobt hatte, und er dachte an seine Instruktion. Nur vor seinen Augen lag es eine Zeitlang wie ein Nebelflor, den er nicht zu durchdringen vermochte, und durch diesen Flor sah er wie in eine weite Ferne und gewahrte dort eine einsame, früh gealterte Frau, die auf der Schwelle ihrer zerfallenden Kathe saß und mit ihren großen, trostlosen Augen vor sich hinstarrte und auf eine Nachricht wartete,

die ihr Glück und Leben zurückbringen sollte, — die Nachricht von der Befreiung ihres unschuldig eingekerkerten Mannes durch ihren und seinen Sohn — —

Als der Flor endlich wich und der Musketier Franz Ewers wieder klar vor sich hinblickte und straff sein Gewehr schulterte, war der lange Zug der Sträflinge schon wieder in das Innere des großen, gelbgrauen Gebäudes zurückeskortirt, und der weite Hof lag einsam in der fahlen Herbstsonne des sinkenden Tages. Der Wachtposten wurde regelrecht abgelöst. Aber die Erinnerung an das, was er erlebt hatte, verließ ihn nicht mehr. Sie ging immer mit ihm beim Dienst und in der Kaserne, im Wachen und im Schlaf. Und eines Tages kam's, daß Franz Ewers einen Wärter der Strafanstalt in einem Bierhause fand und daß er sich in ein Gespräch mit ihm einließ. Da fragte er den Mann nach dem gewaltthätigen Gefangenen, den der Aufseher „Ewers" gerufen habe. „Der hat einen Forstgehülfen, auf den er einen Zorn gehabt hat, mit dem Beil niedergeschlagen," sagte der Wärter gleichmüthig, „und ist das gefährlichste Subject in der ganzen Anstalt. Zweimal hat er schon auszubrechen versucht, und es sollte mich wundern, wenn er es zum dritten Mal bleiben ließe." Franz Ewers fragte nicht weiter.

Er hatte von Stund' an eine seltsame Angst vor dem Tage, wo er wieder vor der Strafanstalt

auf Posten ziehen würde. Es grauste ihm förmlich davor, und er konnte es doch nicht hindern und durfte zu Niemandem darüber sprechen. Als er wieder kommandirt wurde, traf es ihn, daß er draußen an der Rückseite des Zuchthauses, neben dem Graben Schildwache stehen mußte. Und es war Nacht, eine dunkle, stürmische, eiskalte Spätherbstnacht. Franz Ewers fror trotz seines Mantels. Und er wanderte unabläßig mit hallenden Schritten auf und nieder, wie um sich zu erwärmen. Vielleicht wollte er auch nur etwas übertönen, was in ihm redete und raunte. Er war so froh, daß er bei Nacht hier stehen durfte, daß er Keinen sah. Morgen früh stand lange ein Anderer hier.

Da hörte er, sekundenlang stehenbleibend, plötzlich ein leises, klirrendes Geräusch, und als er aufsah und seine scharfen Augen an der Wand des Gebäudes entlanggleiten ließ, gewahrte er, wie eine Hand vom Innern einer der Zellen her vorsichtig einen viereckigen Ausschnitt aus der Eisenvergitterung vor dem Fenster heraushob. Franz Ewers durchfuhr es mit einer blitzartigen Erkenntniß. Da will ein Gefangener ausbrechen! dachte er und umklammerte unwillkürlich den Gewehrkolben fester mit der Hand. Und richtig: da kam erst ein Kopf, dann ein menschlicher Leib in der Oeffnung zum Vorschein, und langsam, ganz langsam und geräuschlos glitt der Letztere an einem droben befestigten, aus Tüchern zusammengedrehten Stricke an der Wand entlang hinab.

In Franz Ewers siedete das Blut und vor seinen Augen wogte und wallte es, wie Schleier, hin und her. Er stand wie gebannt und hielt den Athem an. Was sollte er thun? Die Wache allarmiren? Dem Manne, der da oben zwischen Himmel und Erde schwebte, zuschreien, daß er sich zurückziehen solle, da er entdeckt sei? Ihn niederschießen, wenn er nicht stand und gehorchte? Und dieser Unglückliche hatte in monatelanger, mühevoller, geheimer Arbeit die eisernen Traillen seines Zellenfensters vielleicht durchfeilt, hatte alle Vorbereitungen zur Flucht unter tausend Gefahren getroffen, hatte diesen Augenblick herbeigesehnt und berechnet, als den günstigsten, der ihm Leben und Freiheit zurückgab, Alles, Alles traf zu, und in fiebern= der Aufregung trat er den Weg an, auf dem jede Sekunde ihm Verderben bringen konnte, — und nun sollte er, Franz Ewers, alle diese Pläne und Hoff= nungen, die ganze Zukunft dieses Unglückseligen ver= nichten mit dem einen, lauten, hallenden Anruf: „Wer da? Zurück!?“ Und vielleicht war es ein Unschuldiger...

Näher, immer näher kam der Flüchtling dem Erdboden. Dann ein Sprung über den Graben, und er war frei . . . Aber Franz Ewers steht hier als Wachtposten zum Schutze der Gerechtigkeit, zum Hüter der Gesellschaft. Er hat seine Instruktionen und er ist ein strammer Soldat und kennt sie gut. Unwill= kürlich legt er den Gewehrkolben an die Backe und öffnet die Lippen zum vorschriftsmäßigen Anruf. Er

ist hier nur Schildwache, er muß seine Pflicht thun. Er hat nicht danach zu fragen, ob jener Flüchtling vielleicht schuldlos hier gefangen saß, ob es ein gutes Werk wäre, ihn zu Frau und Kindern, ihn in die Freiheit und in ein neues Leben zurückgelangen zu lassen. Wenn er nicht thut, was seines Amtes ist, was die Vorschrift von ihm fordert, verfällt er selber in Strafe, kann er wohl gar als der Mitschuldige und Helfershelfer des Ausbrechers gelten. Er oder jener also . . . Und der Hahn seines Gewehres knackt.

Da plötzlich erstarrt ihm das Blut in den Adern, seine Hände sind ihm gelähmt, die Zunge versagt ihm den Dienst. Durch den Flor der vorüberjagenden Wolken ist sekundenlang die ungewisse Helle der fahlen Mondsichel gebrochen und in diesem gespenstisch flackernden Lichte hat Franz Ewers das eisgraue Haar, die knochige, gewaltige Gestalt und die verschlagenen, wilden Züge des Strafgefangenen erkannt, den der Wärter „Ewers“ angerufen hat. Es ist sein Vater, der da fliehen will, sein Vater, gegen den er den Lauf seines Gewehres gerichtet hat, den er mit seinem Anruf verrathen, an der Flucht verhindern, den er niederschießen will, wenn jener trotz dieses Anrufs nicht steht, nicht von seinem verbrecherischen Vorhaben abläßt. Sein Vater . . .

Auch der Flüchtling hat ihn gewahrt. Seine falkenscharfen Augen haben den Wachtposten entdeckt, der da das Gewehr auf ihn gerichtet hält. Er hält

inne, er knirscht mit den Zähnen vor ohnmächtiger Wuth. Aber noch gibt er den Fluchtversuch nicht verloren. Er rechnet auf das menschliche Erbarmen des Soldaten, von dem für ihn Leben und Tod abhängt, oder er läßt es auf das Aeußerste ankommen und will lieber niedergeschossen werden, als abermals seine Flucht vereitelt sehen. Er winkt dem Wachtposten geheimnißvoll mit der Hand, als ob er ihm Berge Goldes in der Zukunft verspräche, wenn er ihn frei ziehen lassen wolle, und er klettert weiter. . .

Jetzt hat er den Boden mit den Füßen erreicht. Er begreift es selber nicht, warum der Soldat ihn nicht anruft, warum er nicht schießt . . . Dem aber ist das Gewehr von der Schulter herabgesunken und er steht da, wie gelähmt, wie entgeistert. Alle seine Kindheitserinnerungen sind plötzlich um ihn her wach und lebendig geworden und umschwärmen ihn, wie ein Geisterheer. Er sieht das kleine, armselige Haus draußen im Dorf und die alte, einsame Frau darin, die nur noch eine Lebenshoffnung hegt, durch die sie ihr elendes Dasein zu tragen im Stande ist: die Befreiung ihres schuldlos eingekerkerten Mannes durch ihren Sohn. Und nun ist die Stunde da, wo Franz Ewers vollbringen kann, was seine Mutter lebenslang von ihm erwartet hat, das große Werk, für das sie ihn erzogen, für das allein sie noch lebt, denkt und arbeitet. Und Franz Ewers kann den Flüchtling nicht

aufhalten, kann nicht auf ihn schießen, — mag kommen, was da will. Er ist auch nur ein Mensch.

Der Zuchthäusler ist einen Augenblick wie verwundert und erwartungsvoll stehen geblieben. Dann überspringt er mit mächtigem Satz den Graben und nun ist er drüben und jagt, wie ein gehetztes Wild, über das weite Blachfeld. Da schreit es laut durch die Nachtstille: „Halt! Halt! Steh', oder ich schieße!" Es ist zu spät. Es war Alles umsonst. Der Wachtposten drüben hat den Fliehenden gewahrt, wie eben abermals Mondlicht die Wolkenflucht durchzuckt, und nun, da jener nicht steht sondern in athemloser Hast weiter davonstürzt, kracht ein Schuß durch das Dunkel —

Franz Ewers sieht den Flüchtling draußen zusammenbrechen, sich noch einmal aufraffen, ein paar Schritte weit in gebückter Haltung fortschleppen und abermals hinsinken, . . . eine leblose, dunkle Masse. Dann sieht er lange Zeit nichts mehr; nur in seinen Ohren ist ein seltsames Klingen und Brausen . . . Als es aber drinnen im Gebäude der Strafanstalt lebendig zu werden beginnt und die durch den Schuß aufgeschreckten Wärter herbeieilen und Laternenlicht durch das Nachtdunkel glimmt, vernimmt man plötzlich in unmittelbarer Nähe einen zweiten Schuß . . .

Der Musketier Franz Ewers hat sich mit seinem eigenen Gewehr, das er mit dem Fuße losgedrückt, vor seinem Schilderhause gerade durch's Herz geschossen.

Von **Konrad Telmann** erschienen als neuere Werke:

Aus der Fremde. Gedichte. (Minden i/W., Bruns.)

Sizilianische Geschichten. 2 Bde. (Minden i/W., Bruns.)

Auf der Sireneninsel. (Köln, Tonger.)

Im Klementenhof. 2 Bde. (Leipzig, Reißner.)

Druck von G. Reusche in Leipzig.

Inhalt.

Wie es kam 1
In der Marmorstadt 37
Hallali 45
Gräfin Vittoria 69
Auf dem heiligen Berge 96
Spätfrühling 110
L'acquacedrataja 150
Unter'm alten Baum 175
Nach Sizilien! 208
Auf Posten 235

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Telmann, Konrad,

Quer durch's Leben Bilder und Geschichten

Bd.: 1

(1890)

P.o.germ. 1442 ual-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11673169-1